



32101 067629855

MICHEL

APOLLON UND DIONYSOS

LIBRARY
OF
PRINCETON UNIVERSITY

71

Wilhelm Michels

Apollon und Dionysos • •

Axel Juncker + + + + +

Verlag in Stuttgart + +



Wilhelm Michel

Apollon und Dionysos

Dualistische Streifzüge



Stuttgart 1904
Axel Juncker Verlag.

Druck von J. S. Preuss
Berlin S.W.
Kommandantenstrasse 14

Meinem Vater gewidmet

(RECAP)

3.472

.757

.312

547925

Vorwort.

Die in diesem Bändchen vereinigten Arbeiten wollen keineswegs als vollwichtige „Essais“, als erschöpfende Behandlungen der einzelnen Gegenstände, genommen werden. Vielmehr kam es dem Verfasser nur darauf an, in jeder der angeschnittenen Materien die dualistische Formel nachzuweisen.

Im Einzelnen wäre Folgendes zu bemerken.

In dem Aufsätze „Vom Wert der Worte“ ist die Sache der Sprache ohne Weiteres mit der Sache der Philosophie identifiziert. Ob es schon Vorarbeiten gibt, welche dieses Verfahren rechtfertigen, ist mir leider nicht bekannt. Vielleicht aber ergibt sich mir später Gelegenheit, den hier versäumten oder doch nur angedeuteten Nachweis zu führen.

Die Arbeiten über R. M. Rilke bedeuten ebenso viele Stationen eines ernsten Verarbeitungsprozesses, der sich genau so abgespielt hat, wie er in Gedicht, Lobrede und Kritik nun vorliegt. Es ist dabei fast nur auf Rilkes Lyrik Bezug genommen, weil ich in ihr die feinste Blüte von Rilkes gesamter schöpferischer Tätigkeit zu finden meine.

„Literarische Schlagworte“ ist vielleicht sehr einseitig; ich dachte den Aufsatz daher auch bei abschliessender Redigierung mit allerlei einschränkenden Cautelen zu armieren, liess den Gedanken aber fallen und tröstete mich mit Goethes Ermahnung: „Wenn ich die Meinung eines Andern anhören soll, so muss sie ganz positiv ausgesprochen werden; Problematisches hab' ich in mir selbst genug.“

München, April 1903.

Wilhelm Michel.

Inhalt.

| | Seite |
|--|-----------|
| <u>Apollon und Dionysos</u> | <u>9</u> |
| <u>Vom Wert der Worte</u> | <u>17</u> |
| <u>Rainer Maria Rilke:</u> | |
| <u>Das Gedicht</u> | <u>41</u> |
| <u>Die Lobrede</u> | <u>47</u> |
| <u>Die Kritik</u> | <u>58</u> |
| <u>Vom Sinne des Deutschtums</u> | <u>64</u> |
| <u>Literarische Schlagworte</u> | <u>74</u> |

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

Apollon und Dionysos.

Sobald wir denken, spalten wir die Welt in eine feindliche Zweiheit entgegengesetzter Prinzipien.

Und so lässt sich wohl sagen, dass schon der Erste, der über Kunst und Künstler grübelte, jenen Unterschied entdeckte, der zum ersten Male bei Nietzsche in ein Bewusstsein emporstieg und Name wurde. Hatte ihn nicht schon Heraklit der Dunkle begriffen, als er zu eifern sich bewogen fand: Homer und Archilochos verdienten, aus dem Wettstreit der Sänger schimpflich vertrieben zu werden, weil sie den Kampf aus der Welt hinweggewünscht hatten? — Wie sich hier der grosse „Wankelmütige“*) über einen Mangel an dionysischer Einsicht empörte, so handelt es sich mir um den Unterschied zwischen apollinischer und dionysischer Kunst, welchem sein Benenner den Gegensatz zwischen Traum und Rausch paradigmatisch beigesellt.

Es liegt eine Welt in diesem bedeutenden Namen, ein uranfänglicher Schauer, der schier wehmütig an das Herz greift.

*) Von Parmenides so genannt.

Apollon und Dionysos heissen die Banner, unter welchen nicht nur in der Kunst der Zwiespalt ins Feld zieht, der schaffende, der schwere: denn durch ihn ist die Welt, ohne ihn wäre sie vielleicht mehr So machen diese Namen uraltes Leid von neuem wach und senken uns die übermässige Last der Historie, die uns seit den Stunden des Saturnus drückt, empfindlicher aufs Herz. Zugleich aber entbrennt an ihnen eine ewig junge Flamme der Lust. —

Indes — alle Beziehungen, die von diesen ehrwürdigen Namen irgendwie ausgehen, sind durch Nietzsches grenzenverspottende Penetration für alle Zeiten giltig festgelegt. Sachlich bleibt Neues nicht anzufügen, und selbst die Möglichkeit subjektiver Erweiterungen verdanken wir lediglich der zeitlichen Distanz. Denn erst die schwindenden Jahre haben uns Spätgeborene von dem Druck grosser Autoritäten erlöst und uns ein neues Gefühl der Freiheit ermöglicht.

Dionysos also taumelt und ist den Formen feind. Mit Jauchzen und aufreizenden Rufen sucht er allerorten das selbe Gleiche, das Leben nämlich, welches sich, nach dem alten Irrtum des Demiurgen, unrettbar in die Formen verloren hat und eben durch sie in einem fremden Zwange auseinandergehalten wird. Sein Reiz und Anruf dringt rücksichtslos in das reichste und bunteste Gefüge ein und irrt in den Gängen wunderbarer Gebilde als ein mänadisches Heimweh umher. Wie die Kraft des Magnetberges drängt er sich durch die stärksten Planken und bricht wohl auch wie dieser das Gefüge verzweifelt entzwei, wenn das gefangene Leben anders nicht zu befreien ist.

So sieht man auch die dionysischen Künstler — ein

Widerspruch in adjecto, aber so ist die Welt! — achtlos, bald zerstreut, bald in Empörung an den Formen vorübergehen. Sie sind den Erschütterungen geneigt und dringen rücksichtslos auf das Gemeinsame, welches aber nur die positiv gewandte Seite jener Feindschaft gegen die formliche Individualität bedeutet. Ihnen scheint das Leben in den tausend Gestalten der Erde unwürdig verummmt.

Sie sind Feind dem Mass und dem musischen Rhythmus, weil sie beider Verwandtschaft mit dem orphischen Principium individuationis wohl zu erkennen wissen. Es muss sogar gesagt werden, das bei ihnen die apollinische Uebung der Kunst vorwiegend aus einem starken Gegensatzgefühl gegen diese an Gestalten überreiche Welt entspringt: in ihren Worten stammeln die rauhen Erinnerungen des Chaos, in ihren Bildern zittern aufgeregte Linien dem Todeskampf corybantischer Selbstvernichtung entgegen und zwischen diesen Linien fließen die Bäche ihrer unflätigen Untergangsfarben, als sei die Erscheinung gleich einer aufs äusserste angestregten Seifenblase über einem wollüstigen Abgrund bunt und tödlich gewölbt. So begreifen sie den Weg zum Untergange, den freilich jedes Leben geht, eben nur als Weg, nicht als Umweg. . . .

Ihnen erscheint der verwirrende Gestaltenreichtum der Schöpfung, wie dem Heraklit, als kindischer Irrtum des Demiurgen*) und als höchste Idee dieser unermüdlich reifenden Welt des Empedokles „rundliche, gleichmässige Kugel, überall geglättet und jauchzend über die

*) *Ἄλλοι δὲ καὶ τὸν δημιουργὸν ἐν τῷ ποικιλοῦν καί τῳ εἰρηκασίῳ, καθάπερ Ἡράκλειτος.

καί τῳ heisst auch: verspotten.

allseitige Ruhe.“ Ihr Werk sind jene dunklen asiatischen Götterdienste, wo Gott und Priester ihr Geschlecht wunderbarlich wechseln und vermischen. Sie erscheinen besessen von dem Kakodaimon des Gegensinnes, und dienen ihrem Gotte überall, wo sie zerstören:

Und stille vor den Sternen liegt, den
Betenden gleich in den Staub geworfen,
Freiwillig überwunden die lange Kunst
Vor jenem Unnachahmbaren da; er selbst,
Der Mensch, mit eigener Hand zerbrach, die
Götter zu ehren, sein Werk der Künstler. —

(Hölderlin.)

Apollon dagegen ist in jenen gefassten Geistern lebendig, die es verstanden haben, durch irgend ein Leid, welches sie oder ihre Mütter trugen, der Gottheit an's Herz zu reifen. Sie werden dadurch der grossen Wohltat teilhaftig, mit dem besseren Teil ihres Wesens aus der Flucht der Kausalzusammenhänge herauszutreten. Da es ihnen nicht gelang, ungeboren zu bleiben, oder als Gott oder als Element dem Zwange der Formenwelt entzogen zu sein, sieht man in ihnen eine Liebe entbrennen, deren erhaltende Kraft nur noch mit der schaffenden Kraft der Schöpfungstatsache verglichen werden kann.

„O ton Adonin!“

singt das dionysische Heimweh in einem kühlen Tal, wo aus Bach und Bäumen der verzehrende Gram der Linosklage rauscht. Indessen versäumen die Heiteren des Apollon die Höhen nicht und sind rastlos im Schauen tätig, fördernd und gestaltend, und wie Apollons Sonne den Nebeln und der Unreife feind. Ihr Auge erhält die Linien und das Spiel der Flächen. Die Form ist ihnen heilig als notwendige Gebärde des Lebens, als untrüglicher Index alles Tieferen. So erscheint ihnen die Welt

auch als Gebärde des Todes, das Licht des Formen-daseins als Index der alten Nacht. Sie erleben in rückgewandten Schauern jenen uranfänglichen Vertrag der Gesetze mit dem Objekt, dass nimmer aufhören solle Sommer und Winter, Frost und Hitze, Tag und Nacht. Der Schleier der Maja drückt sie nicht; denn überall ist die Welt genau so zwiespältig wie der Mensch und bietet zugleich dem Auge Form und der Sehnsucht die erwünschten Spuren des Todes.

Wenn sich also auch von ihnen sagen lässt, dass sie nicht an den Formen als solchen interessiert sind (was nur dem Naturzustande zukommt), so suchen sie jenes Tiefere doch nur da, wo es durch die Form als Leuchtturm und Symptoma angezeigt wird. Es ist ihnen somit der wunderbare Weg in das endlose Reich der Gestalten frei erschlossen.

Der apollinische Künstler verdichtet und formt das linienlose Dunkel, in welchem eine amorphe Welt gärt, bis alle Schatten verbraucht sind und es ringsum heller Tag geworden ist. Und da hat sich diese Nacht zu furchtlosen, tiefschwarzen Worten zusammengeballt, in deren schattenspendender Kühle es sich unter der neuen Sonne gut wohnen lässt.

Da endlich die Begünstigung der Formen, die Bildwerdung des Unentschiedenen und Nebelhaften von altersher in fester Beziehung zur höchsten menschlichen Angelegenheit, der Kultur, steht: sind sie überall im Vordertreffen eines fruchtbaren Vorschreitens sichtbar; ihre Lieder wirbeln die erblassten enfants perdus über das unheimlich schweigende, schwindelnd leere Blachfeld des Angriffs hinüber. Jedes neue Bild, jede neue Form rückt, wie die Fahnenpeere der Eroberer, die

Marken des Menschlichen, das Bereich der Kultur, weiter hinaus.

Wunderlich leben in ihren olympischen Göttern die asiatischen Verzweiflungen als vertiefende Schatten fort. Die schreckliche Brunst des Moloch leuchtet als Leben von Zeus' unbewölktem Himmel; das grauenvolle Urbild der Semiramis, die sich geschlechtslos gegen die Umarmungen sträubt, wandelt sich zu Artemis' herber Jungfräulichkeit; und die blutrünstige Astarte, die über entmannte Priester und unflätig geschändete Jungfrauen die Geißel ihres Krampfes schwingt, erblühte auf den ionischen Inseln zur goldenen Aphrodite, der Freundin des Lächelns. Die semitische Götterwelt ist der Ausdruck einer masslosen, grimmigen Verzweiflung am Leben, die Olympier hingegen „rechtfertigen das Leben, indem sie es selbst leben.“*)

Schon in dieser Ableitung gibt sich zu erkennen, dass streng genommen weder das dionysische noch das apollinische Prinzip einer selbständigen und unabhängigen Herausbildung fähig sind. Denn wie alle Prinzipien sind sie nur Ableitungen aus unendlich verfeinerten und vielfach zusammengesetzten Erscheinungen des Lebens. Und wie sie also, um überhaupt erfasst werden zu können, aus einem nährenden, notwendigen Zusammenhang herausgetrennt wurden, so müssen sie, um Wirklichkeit zu erlangen, umgekehrt wieder einem wenig einfachen Ganzen angegliedert werden.

Tatsächlich vollbringt jeder Künstler in sich selbst eine Synthese, indem er Apollon und Dionysos gleichermaßen seiner Weltanschauung wie seiner Kunst dienst-

*) Nietzsche.

bar macht. Ihre Wege werden sich wunderlich und erbaulich kreuzen.

Oft sänftigt Apollon den allzu schleunigen Tanzschritt des dionysischen Hinabverlangens und lehrt die Würdigen das uralte offenbare Geheimnis,

mit des Adlers Lust die geschwungnere Bahn zu fliegen.

Seine Sonne macht die schuldbeladenen Dinge dieser Welt deutlich und liebenswert. Er erweckt ein Misstrauen gegen die formlose Begeisterung und die übervollen, hastigen Gebärden. Er warnt den Künstler vor jenem gefährlichen Punkt, wo dionysisches Ueberfließen sich nur als gänzliche Leere verdeutlichen kann. Und so wohl es dem Menschen ansteht, wenn sein Mund vor dem Ueberreichtum des Erlebens verstummt: der Griffel des Künstlers darf, innerhalb seines Bereiches, vor dem Leben nicht kärglich werden.

Wenn dagegen dem Apollon die Dinge unter den Händen allzu leer werden und puppenhaft zu erstarren drohen, dann ist es Zeit, dass Dionysos das Leuchten seiner tiefen Augen hersende und die entschlafenden Herzen zu seinem Rhythmus erwecke. Wenn die Klarheit zur Nüchternheit entarten will, schwärmen um die schmerzlich entblösten Flächen der Dinge tiefe, bedeutende Nebel, erblüht aus dem kargen Boden einer wunscharmen Lebenspflicht das stöhnende Heimweh, welches die Sehnsucht heisst. Wenn Apollon die Formen allzu genau scheiden will, dass sie arm und grusslos einander nicht mehr erkennen, dann mag wohl plötzlich jene trunkene Verwandlung vor sich gehen, welche die Inhalte der verschiedensten Dinge funkelnd durcheinandergiesst. Und wenn das Herz in einer apollinischen Armut an Fragen

verdorren will, da greift füglich der panische Schreck als Retter ein.

* * *

So werden im Kunstwerk beide wirksam und bauen gemeinsam an einer Grösse, welche auf diese Weise fast alle Bestandteile der täglichsten Wirklichkeit gewinnt.

Doch bleibt zum Schlusse gemeinhin Einer für die Signatur des Ganzen bestimmend. Denn der letzte Punkt der künstlerischen Persönlichkeit bleibt parteiisch und kann nicht zweien Göttern dienen.

Wie also dem Tage trotz vieler gesammelter und zerstreuter Schatten doch schliesslich das Licht das letzte Charakteristische verleiht, so bleibt in dem Werke orphischer Geister das panische Lied und die trunkene Stimme verummt und nur dienend erkennbar.

Und wie trotz vieler Sterne und mancher traulichen Menschenleuchte zur Nacht schliesslich doch das Dunkel in Majestät bleibt, so stehen im Grauen und Taumel des Dionysischen die vertrauten Gestalten des Apollon wie verirrt.

Wir aber dienen beiden, indem wir die nunmehr in Bewegung gesetzten Massen langsam unter den Händen uns absterben lassen. Die Exuvien all dieses Reichtums sehen wir in dem unendlich einfachen Bild des ewigen Wechsels gerettet und haben Ursache, auch von dieser göttlichen Zweiheit auszusagen: „Sie leben den Tod der Anderen, sie sterben das Leben der Anderen; Haushälter über alle Dinge ist in Wahrheit der Blitz.“*) —

*) Heraklit.

Vom Wert der Worte.

Worte sind der Seele Bild.
Nicht ein Bild! Sie sind ein Schatten!
Sagen herbe, deuten mild,
Was wir haben, was wir hatten. —
Was wir hatten, wo ist's hin?
Und was ist denn, was wir haben? —
Nun, wir sprechen! Rasch im Flich'n
Haschen wir des Lebens Gaben.

Goethe.

Was von dem Wert der Worte zu halten sei, ist von jeher ein Streitpunkt unter all Denen gewesen, die von Berufs wegen gezwungen waren, die Sprache ernst zu nehmen. Doch ist wohl nie eine Zeit dazu gelangt, sich mit dem Problem in der entschiedenen Weise zu konfrontieren, wie wir das in unseren Tagen erleben. Denn wenn schon apriorisch angenommen werden muss, dass die grossen Zweifler aller Zeiten, die Philosophen, neben den übrigen Formen der Erscheinung auch die Sprache, diesen eigentlichen Schleier der Maja, zum Objekt ihrer Kritik gemacht haben, so waren sie sich dessen doch äusserst selten klar bewusst.

Der Stoff hat sich gerade in jüngster Zeit derart gehäuft, dass ein Ueberblick schwer zu gewinnen ist.

Ich bescheide mich also lieber von vornherein und trage aufs Geratewohl und ex tempore eine Ansicht vor, die möglicherweise schon ihren Vertreter gefunden hat. Denn die Weisheiten, zu deren Sprachrohr wir heute werden, leben als pandemische Keime in der überall geatmeten Luft, und das Verdienst der Verkündiger beschränkt sich auf das grössere Mass ihrer Empfänglichkeit.

Wichtiges wäre vorzubemerkn über die Situation des Problems, über die Methode, über die Terminologie. Doch wäre dies eine Sisyphusarbeit im Dienste einer Sache, in der gegenwärtig das Fragen allein Verdienst genug sein muss.

Wir bemühen uns also im Folgenden nicht eigentlich um einen festen Standpunkt, der sich für den Tagesgebrauch fruktifizieren liesse. Dazu liegen die Dinge zu nahe und überwachsen uns derart an Breite und Höhe, dass bei dem verfrühten Versuch, einen Ueberblick zu gewinnen, die Halsmuskeln zu Schaden kommen könnten. Uns interessiert vielmehr das Festlegen der historischen Linie, ein anmassend-grosszügiges Verfahren, für welches nicht genug um Nachsicht gebeten werden kann. Denn mit Menschen und Jahrhunderten geht der an diese Aufgabe Gedrängte herzlich leichtsinnig um und kann dafür nur jenen leichten, apollinischen Enthusiasmus lieben, der ja nach Goethe das Beste ist, was wir von allem Historischen haben.

* * *

Einst lebte unser Geschlecht unter dem Rauschen der Sprache wie in einem grossen Wald: Seine Schatten deckten unsere Ahnen sinnend zu; nah und freundlich webte das kühle Leben in den Adern der Stämme. Und wie sich die Wipfel bogen und die Kronen tosten, so

wogte das Leben in ihren dunklen Herzen. Jedes Schicksal der Worte mussten sie an ihrem eigenen verletzlichen Leibe spüren. Ein fallendes Wort schlug Wunden wie ein brechender Baum; und wo ein Wort neu erstand, sammelten sich die Hoffnungen und lebten von den Früchten, die es bunt in seiner grünen Kühle reifen liess. Wenn ein Wort erkrankte und schwach wurde, litten sie herben Schaden und durften nicht eher rasten, als bis mit Säge und Axt die drohende Gefahr abgewandt war.

Da war ein Wort Besitz, war Schlüssel und Schibboleth und durfte die Herzen reich und bedeutend berühren. Ein Wort war gut oder böse, war todbringende Lästerung oder gefälliges Opfer. Um ein Wort stritten die Weisen und Schreiber, als gälte es den realsten und teuersten Wert.

Liest man manche Auseinandersetzungen griechischer Philosophen der älteren Zeit, — man erstaunt über die masslose, unkritische Verehrung, die sie einem beliebigen Worte zuteil werden liessen. Man streitet über das höchste Gut und argumentiert mit Gründen, die deutlich erkennen lassen, dass man den oft diametralen Unterschied zwischen „das Gut“ und „gut“ im Sinne von „sittlich gut“ nicht einzusehen vermag. Der Schall im Ohre ist allmächtig und weist herrisch jede Prüfung zurück.

Zenon erhebt seine Beweise für die Unmöglichkeit jeder Bewegung. Er sieht einen Pfeil von der Senne zum Ziele fliegen, versinkt in Betrachtung und rechnet nach, dass der Pfeil unmöglich von der Senne zum Ziel geflogen sein könne.*) Nachdem seine Kritik stark genug

*) „Die Flugbahn des Pfeiles ist unendlich teilbar. Der Pfeil müsste also, um sie zurückzulegen, unendlich viele Räume in einer begrenzten Zeit durchlaufen, was nicht möglich ist.“

gewesen, den klaren Eindruck des Auges Lügen zu strafen, stürzt er sich aus dieser metaphysischen Region mit ausgebreiteten Armen in die Erscheinung, in das Bad der Worte, und erzeugt so gutgläubig und voller Unschuld ein haarsträubendes Sophisma, dem guten Willen der Späteren und ihrem historischen Sinne seine Rechtfertigung überlassend. Wirklich und real erscheint uns in diesem Vorgehen nur zweierlei: der Eindruck des Auges, welcher die Möglichkeit der Bewegung bejaht, und der dunkle metaphysische Zweifel an der Realität dieses Eindrucks. Das Lächerliche und Leichtfertige aber haben die Worte verschuldet, von denen er sich machtlos überschatten und überrauschen liess. Dass er an dem Worte „Bewegung“ überhaupt Kritik zu üben wagte, streitet nur scheinbar gegen seine unmächtige Stellung ihm gegenüber. Denn Kritik ist Abwehr, und er musste von dem Worte erst verwundet gewesen sein, ehe er diesen seinen tölpelhaften, wenn auch venerablen, Stierschild dagegen erhob. Wem ich aber gestatte, mich zu verwunden, dem billige ich wohl die ungeprüfteste Realität zu, die sich überhaupt denken lässt. Er hatte eben dem Worte nicht den Nihilitpanzer jener transcendenten Erkenntnis entgegenzusetzen, welche Wahres und Falsches im Handumdrehen scheidet und dem „logos“ in seiner zwiefachen Bedeutung als Wort und Logik vorsichtig nur die Erscheinung überlässt.

Agathon, in Platon's „Gastmahl“, redet zum Preise der Liebe und will dartun, dass mit der Liebe jenes griechische Ideal des Seelenzustandes, die Sophrosyne, wohl vereinbar sei. Er weist also nach, dass die Liebe unter den Begierden die stärkste sei und diese demnach zu beherrschen vermöge. Wer aber „die Begierden be-

herrscht“, ist der Sophrosyne teilhaftig. Dies nur zum Beispiel, wie weit unter diesem Zustande die Kunst, mit Worten zu fechten, sich von aller materiellen Wahrheit entfernen darf, lediglich auf Grund der Meinung, dass ein Wort eben so gut Besitz sei, wie heute beispielsweise das Ergebnis eines physikalischen Experimentes. — So darf auch im ferneren Verlauf seiner Rede dieser Agathon den Götternamen „Eros“ als gleichbedeutend mit der abstrakten Gefühlsbezeichnung gebrauchen und der Liebe alle die Grosstaten anrechnen, welche die Legende vom Eros zu berichten weiss.

Sokrates starb, weil er geleugnet hatte, dass Sonne und Mond „Götter“ seien. Das eine Wort Gott versetzte die biedereren Athener in die von den Anklägern beabsichtigte Aufregung; sie liessen einen Menschen der wenigen Buchstaben wegen den Giftbecher trinken, aber das Wort selbst blieb ausserhalb der Erörterung. Selbst in der Platonischen Verteidigungsrede des Sokrates findet sich nicht eine Silbe Kritik etwa an der Bezeichnung „Gott“ selbst. Er hätte den Bürgern klar machen können, dass die Erkenntnis, Sonne und Mond beständen aus Stein, ihre Göttlichkeit noch lange nicht ausschliesse. Er hätte etwas Aehnliches tun können wie das, was Henry Drummond heute unternimmt, nämlich die Vereinbarkeit der äussersten Wissenschafts-Resultate mit dem ganzen dogmatischen Christentum darzutun. Er starb aber und erstarb in Ehrfurcht vor dem Worte Gott, gleichwie ihn Platon des weiteren im „Kriton“ aus Rücksicht auf das Wort „Nomoi“, d. i. das Gesetz, einen Fluchtversuch ausschlagen lässt.

Muss nicht schliesslich das ganze Wesen der Sophisten und die antike Ausbildung der Rednerkunst auf

jene abergläubische Verehrung des Wortes zurückgeführt werden? Wunderliches Volk, dessen Seele sich still und gehorsam vor dem herrischen Klang der Worte beugte und sich von den Ketten ihrer logischen Verknüpfung lautlos umschnüren liess, ohne auch nur im Entferntesten eine Beeinträchtigung zu empfinden! Wunderlicher noch, wie uns das Lächeln auf der leichtgeschürzten Lippe trotzdem abstirbt, wenn wir so den knospenhaften Chaosgehalt eines ganzen Kulturkreises unter das harte, wuchtige Profil der Sprache ohne Gegenwehr hingestreckt erblicken — eine unwissende Riesenkraft, ein willig begrabener Typhoeus, welcher unter der Gestalt treu und formlos duldet. In den Worten muss hier, wie Priams Wein in hohen schweigenden Amphoren, die unentwickelte Sehnsucht eines ganzen Volkes schlafen und entzündet die gewaltige Rührung einer tiefen Contemplation, aus welcher wir die giltigsten Blicke in den Lauf des Geschehens tun.

* * *

Philosophie und Theologie tragen die ererbte Wortbewertung der antiken Völker nach Norden und in die neueren Zeiten hinüber.

Die Gymnastik an den Geräten der Sprache, wie sie auf klassischem Boden Ursache und zugleich Folge eines wohlausgewogenen Zustandes seelischen Gleichgewichtes gewesen, kam dem dumpfen barbarischen Betätigungstrieb dieser Völker sehr zu statten. Sie nehmen damit jene Aufgabe in Angriff, die nunmehr vollendet zu sein scheint, nämlich: durch den Panzer der Erscheinung hindurch zu einer tieferen Realität vorzudringen und von ihr aus das ganze, falsch verehrte Wesen der Sprache glänzend in integrum zu restituieren.

Dem Christentum freilich darf diese Theologie nicht zugeschrieben werden. Denn, wie noch keine Doktrin ihren Uebergang aus dem Verneinen ins Bejahen, aus dem Zustande der Neuheit und Unterdrückung in das Beherrschen ohne Schaden vertragen hat, so ist auch die christliche Lehre bei ihrer dogmatischen Gestaltung einer tiefgehenden Alteration zum Opfer gefallen. Bei ihr gehörte eine gewisse indische Formlosigkeit und eine triebhafte Abneigung gegen die Erstarrung zum tiefsten Wesensgehalt; und gerade sie erfuhr die gewaltigste Krystallisation, welche je einer Idee zu teil geworden ist. Was so mächtig und entschieden aus der Welt herausdrängte, musste eben diese Welt zum Kleide nehmen.

So stürzt sich der Geist der Scholastik mitten unter die Werte und Worte dieser Welt und senkt seine Idee vom Christentum in barbarischer Tollheit tief in all den unverarbeiteten Reichtum hinein. Die unwirkliche Sehnsucht gerinnt zum Lehrsatz, die Lyrik einer bewegten Stunde erstarrt in einem harten felsigen Dogma, welches sich, ähnlich den Wespen, an seinem Ende mit dem Stachel des Anathema bewehrt findet. Worte, Worte ziehen sich, wie angelockte Fische, aus Weiten und Tiefen herbei und mühen sich um die Verdeutlichung eines ewig Flüchtigen; immer neue müssen ihresgleichen heran, weil ja nur von der rüden Kraft der Vielheit der endliche Ausdruck jener umwobenen geistigen Wesenheit erhofft werden kann. Worte, Worte! Und so entstehen Ungeheuerlichkeiten wie der Anselmische Gottesbeweis, diese ewige Schmach des menschlichen Denkens; so tummelt sich ein halb umschatteter Bauernintellekt Jahrhunderte lang in jener theologischen „Wissenschaft“ und wütet im Hause der Wahrheit wie Mummius in Korinth.

Wer das vielgerühmte Lehrgebäude der römischen Dogmatik genauer prüft, erschrickt vor dem infernalischen Fetschismus, der hier mit dem leeren, blechernen Klang der Worte getrieben wird. Worte wehren Konsequenzen ab, Worte stellen die unmöglichsten Verbindungen her, Worte müssen die wenigen Gedanken narkotisieren, die zeugungslustig nach ihren Folgerungen hungern. In Worten hängt die ganze gepriesene Einheit des Systems — denn freilich: wo Leben ist, da ist Entwicklung — nur Worte überdauern so die Zeiten und wissen den Tod schändlich genug um ein lange verfallenes Opfer zu prellen.

So arbeitet auch die Philosophie dieser Zeiten vorzugsweise im Bereich der Worte, ohne durch das Bedürfnis nach einer tieferen Realität ungeduldig zu werden. Psyche — wenn sie nicht noch ganz in der urweltlichen Weise von den Dingen der Sprache überwältigt liegt — geht mit den Worten spielend um und schmeichelt ihnen Schluss um Schluss ab, treuherzig genug, um der Wohltat der historischen Entlastung gewürdigt zu werden. Denn wir brauchen nur aus der gewaltsamen Nähe, aus der wir die Dinge hier betrachten, einen Schritt zurückzutreten, um das Verehrensweite ihres Tuns gewahr zu werden: Nur so konnten die Worte schliesslich derart verarmen, dass sie, ausgesaugt und ausgelaugt bis auf ihren asbestenen Rückstand, endlich aus ihrer Jahrtausende alten Präntension demütig heraustreten mussten.

Diese Philosophie also tastet sich hart an den Worten entlang, nicht als an einem führenden Geländer, sondern wie an der Wand eines verfinsterten Kerkers. Die Worte sind ihr nicht Mittel des Ausdrucks für eine körperlos entstehende geistige Wesenheit, sondern sie sind Objekt

eines dumpfen Vernichtungstrebens. Sprechen heisst hier Verhüllung, und Denken ist das Zerdenken dieser Hülle. In dem Reichtum eines kindhaften Naturzustandes betätigt sich diese Philosophie als sorglose Negation, und ihr Sinn und Ziel ist nichts anderes, als die jüngst zur Sünde gereifte und mit allerlei bösen Namen verleumdete Analysis.

Wenn es Schopenhauer unternimmt, des Cartesius und Spinoza ganze Philosophie auf eine abenteuerliche Verwechslung der Begriffe ratio (Erkenntnisgrund) und causa (Werdensgrund oder Ursache) zurückzuführen, so stellt er sich unfreiwillig aber willkommen an unsere Seite. Denn wir erkennen an solchen Beispielen die ganze ermüdende Leere dieser Raisonnements wieder, an welchen wir heute nur noch das wahrhaft Unvergängliche und Ewige schätzen: nämlich den Geist und das Blut, den Sinn und das Ethos der Schöpfer, und wenige ihrer tiefer heraufgeholtten Worte.

Wollen wir uns endlich noch an das Werk der kirchlichen Neuerer des sechzehnten Jahrhunderts erinnern, so tragen wir zur Vervollständigung des groben Bildes Wesentliches bei. Wie lächelt unser leichtfüssiger Alexandrinismus über den naiven Versuch, die höchste — oder tiefste — menschliche Angelegenheit durch Disputationen und Religionsgespräche zu fördern. Wie tief hängen alle diese blutig ausgefochtenen Meinungsverschiedenheiten im Wort, und wie selten wird bei ihnen das erörtert, worauf alle Bemühungen abzielen: nämlich das Glück der Völker und jener wichtigste Weg dazu, die Befriedigung des metaphysischen Bedürfnisses. An diesem historischen Bilde gewinnen wir ein neues Recht, uns dieser endlich errungenen Idee einer Lebenstotalität zu freuen,

welche in solchen Dingen die Worte als unzureichendes Ausdrucksmittel gerne spart: zu Gunsten des Friedens. Denn genau um diese Synthese findet sich auch der reformierende Luther mit jenem harten Worte von der Hure Vernunft vergebens bemüht.

* * *

Auch in diesem Winkel geschichtlicher Betrachtung tritt das neunzehnte Jahrhundert, dessen Umfang ja nicht ganz mit seiner Zahlengrenze zusammenfällt, als die grosse Erlöserin und Befreierin auf. Trotz alledem: Erlöserin — denn niemand soll einen Euphemismus schelten, durch welchen wir die unersättliche, eifrig spaltende Tätigkeit der neuen Zeit in unseren tiefsten Willen aufnehmen und so zum Freunde machen.

Die Situation der Sprache erfährt ihre entscheidende Differenzierung.

Aus der Hülle eines absterbenden Jugendzustandes bricht Streben und Gegenstreben gezweit heraus, und zeitlich hart nebeneinander erscheinen die Denkmale der entgegengesetzten Auffassungen.

Den Abschluss der früheren Epoche und eine greifbare Zusammenfassung alles dessen, was ich die ältere Auffassung der Sprache zu nennen unternommen habe, bietet der grosse Name Kant. Jedes Wort wird in seinen Händen zu einem fest umrissenen, unzweideutigen arithmetischen Wert, dergestalt, dass vielen Heutigen das Verständnis eines Kantischen Werkes nur gelingt, wenn sie sich eine Art Wörterbuch oder Formelsammlung dazu angelegt haben.

In der Zahl π , in den knappen trigonometrischen Formeln liegt eine hohe Summe geleisteter Arbeit inbegriffen; ebenso sind die Kantischen Begriffe oft schwierig

und auf Wegen abgeleitet, die sich nicht leicht rekapitulieren lassen.

So belastet er also jedes Wort mit einer einzigen, ganz bestimmten und nüancenlosen Funktion; ja, er setzt seinen Stolz darein, diese Funktion des letzten Restes an Biagsamkeit und geschmeidiger Anpassungsgabe zu berauben -- unbeirrt durch jene tiefe, innere Hemmung, die da aussagt: Jede Konsequenz, mit starren Worten folgerichtig aus der sichersten Grundlage her abgeleitet, führt an der Peripherie zu einem Unsinn. Bei ihm findet sich das Weltbild, von dessen Ganzheit wir Neueren einen überwältigenden Eindruck erfahren haben, auf das Vollkommenste zertrümmert, und in jedes Wort ein Teilchen der zerstörten Herrlichkeit geflüchtet. Dem Zweifel, dass so das gewählte Mittel der Erreichung des Zieles, nämlich dem unzerstückelten kosmischen Totalindruck von vornherein entgegenstehe, hat er nur weitere Zertrümmerungen entgegenzusetzen. Wir aber setzen dieses Ziel dem Diamanten gleich, dessen Trümmer, sorglich nach ihrem Werte zusammengezählt, nie mehr den Wert des ursprünglichen, ungeteilten Steines erreichen können.

Die Sprache ist der eigentliche Babelturm der Menschheit: ihre grossartigste Unternehmung, und doch ist schon der erste Spatenstich eitel und vergebens mit Hinblick auf die aprioristische Unmöglichkeit der Vollendung.

Kant bewegt sich als Letzter mit voller Freiheit auf dem eigentlichen Felde der Philosophie und schliesst ihre Jahrtausende lange Vernichtungsarbeit mit einer grossen, kritischen Heerschau ab.

Denn von nun an beginnt sich auch das schulmässige Denken gegen den Ausdruck zu wehren.

Die Worte haben unter der schonungslosen Kelter allen Inhalt hergegeben. Der überkommenen Wertschätzung gegenüber erscheint ihr bescheidenstes Ringen um Verdeutlichung als prahlerische Anmassung; und daher richtet sich gegen sie die ganze Schärfe eines verbitterten Erkenntnisdurstes, welchen sie zum erstenmale mit leeren Krügen heimschicken mussten. Das Erbe der gesamten Philosophie älteren Bekenntnisses wird von der Enttäuschung angetreten.

Aus allen Denkern erheben sich die anklagenden Stimmen und begleiten mit ernster Bedeutsamkeit die sterbende Philosophie auf den letzten Tagereisen ihres langen Weges. Das Epochenbewusstsein, welches nachmals im ganzen Jahrhundert lebendig geblieben ist, legt hier die ersten Proben seiner kommentierenden Tätigkeit ab: Mit einer Klarheit ohnegleichen wird der Sinn der Lage von den verschiedenartigsten Geistern richtig erfasst. Die Wurzeln und Ursprünge eines ganzen Jahrhunderts liegen in diesen zeitgenössischen Aeusserungen nackt zu Tage, und ihrer manche könnte heute noch mit Verdienst im aktuellen Zusammenhange stehen.

Die ganze Welt liegt gegen das Wort zu Felde.

Wider die Tyrannei des Ausdrucks erhebt das misshandelte Leben seine dionysischen Fahnen und beginnt mit den überlieferten Objekten der Verehrung wie Belsazar mit den heiligen Gefäßen zu sündigen. Man begnügt sich nicht mehr mit der Feststellung, dass sich das Wort oft ärmer und enger erweise als der lebendige Gedanke, sondern man verleumdet es geradezu als dessen Feind. Es wird also hier zum erstenmale behauptet, dass das Wort gegen die Tiefen des Lebens erbittert ist und, wo es auch immer gegen die Rätsel ausgesandt

wird, stets einen unehrlichen und lügenhaften Frieden zustande bringt. Es ist aufdringlich und unzuverlässig, partiisch vom A bis zum O, es unterschlägt und verdeckt die Abgründe, die es messen sollte.

Jakobi sagt: „Darum buchstabieret, wer den Geist zu buchstabieren wähnt, zuverlässig etwas Anderes“, und ein gleichfalls zeitgenössischer Autor kennzeichnet 1804 die Lage wie folgt:

„Noch nie war die auf dem philosophischen Felde mögliche Anarchie so vollständig als jetzt. Jetzt sind, die Sache in ihrer strengen Konsequenz und nur in der Theorie genommen, alle intellektuellen und moralischen Bande gesprengt. Alle bisherigen Wahrheiten sind von ihren Plätzen herabgerissen und zu ihrer allgemeinen Vernichtung auf einer gemeinschaftlichen Brandstätte angehäuft. Eine einzige, die unfruchtbarste von allen, steht noch da und herrscht über das weite und tote Nichts. Alle bisherigen Tugenden sind ihrer Würden, als die höchsten, schönsten Regungen der Vernunft entsetzt, und müssen nun dem blinden Streben in die leere Unendlichkeit hinein, als einem höhern schönern Streben huldigen. Moralität und Legalität sind beide gleichviel, d. i. gleichwenig wert. Ueber beide hinaus liegt ein ungleich Kostbareres, das einzige Kostbare, genannt Trefflichkeit, oder auch Kraftgefühl und Kraftäusserung. Alles Uebrige taugt an sich nichts.“

Wir sind in der Tat die echten Enkel dieser Urahenen.

Wer aber bei der Negation und der baren Verzweiflung nicht stehen bleibt, müht sich um die grosse Synthese, dieses dunkle Götterbild der Sehnsucht, dem nachmals das neue Jahrhundert unaufhörlich lodernde Hekatomben geopfert hat.

So verkündigt Hegel: „Nachdem durch Kant, Jakobi und Fichte der spekulative Charfreitag in der ganzen Wahrheit und Härte seiner Gottlosigkeit wiederhergestellt worden ist, kann und muss aus dieser Härte die höchste Totalität in ihrem ganzen Ernst und aus ihrem tiefsten Grunde, zugleich allumfassend und in die heiterste Freiheit ihrer Gestalt auferstehen.“

Schelling, der ohnehin den Gegensatz zwischen Leben und Ausdruck, zwischen Sinn und Wort, zwischen Gefühls- und Gedankenwahrheit tief durchgearbeitet hat, proklamiert eine „krystallhelle Mystik“ als aller Weisheit Gipfel.

Andere finden die Synthese in der Rückbeziehung aller geistigen Werte auf die Physis und das granitene Gesetz des Individuums. Sie stellen damit die Formel eines Verzichtes auf, die seitdem endlos oft wiederholt worden ist, und wenn Fichte sagt: „Was man für eine Philosophie wähle, hängt davon ab, was man für ein Mensch sei,“ so dürfen wir wohl mit Recht an den herzbrechenden Alexandrinismus des älteren Nietzsche erinnert werden, der ihn inmitten heftiger Bemühungen gestehen lässt: „Alle Systeme sind freilich gut, man muss sie nur ertragen können.“ — Die Weisheit als ein Gift, Genussmittel oder Arznei!

„Spekulative Resignation“ — das ist Schlagwort und Inhalt dieses Zusammenbruches. Die Worte vermögen nichts irgendwie Erspriessliches zu leisten oder zu fördern, sondern sie liefern dem Denken, das sich nur in ihrem Kreise bewegt, „einzig und allein die bloße Kopula des Urteils, das bloße „Ist“. Für alles Wissen und Wollen bleibt nichts weiter übrig, als die leere, reine, trockene „Istheit“. — Wenn ich mich nicht irre,

liegen hier die echten Wurzeln aller Romantik und alles Banausentums, welche beide möglichst unverbunden durch unsere Tage gehen.

„Der Mensch ist zum Handeln, nicht zum Spekulieren geboren“, sagt Schelling.

Dasselbe spricht des öfteren Goethe aus.

* * *

Es bedarf kaum des Nachweises, dass auch die Schriftkunst von dieser Phase der Wortbewertung empfindlich berührt worden ist.

Frühe schon windet sich in manchen Goethe'schen Gedichten der neue Gedanke unersättlich um die Worte herum; greift unbefriedigt und in freiwilliger Blindheit vom einen zum andern, jedes Beherrschungsstreben des einzelnen Begriffes eifersüchtig unterdrückend. Wie nachmals sein Faust an einer ausschöpfenden Benennung des Göttlichen ehrfürchtig verzweifelt, so schafft der Meister selbst Weltbilder von erstaunlicher Kraft und Treue unter bewusstem Verzichten auf den Sinnwert des einzelnen Wortes.

Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut.

Kaum darf dieser Sinn zärtlich auftönen, wie die sacht geregten Saiten einer Laute, so überholt ihn schon der Eifer einer neuen Vorstellung.

Diese Handhabung der Sprache gemahnt in nahegelegener Uebertragung an das Formen einer Kugel aus knetbarem Stoff: hastig und eilend folgt eine Berührung der andern, doch kann nur diese flüchtige und verteilte Einwirkung zur Erzeugung der runden Form frommen.

Das lebendigste und tiefste Erfassen der Welt genügt sich selbst im künstlerischen Gebilde nur dann, wenn es alle Bemühungen direkt auf das Ganze richtet und sich bei allen Wagnissen, unter Aufgabe des Wortsinnes, der Erzielung des tieferen Lebenssinnes getrösten darf. Die Realität des Wortes ist eben gerade so gut eine ideale wie die anderer Dinge auch.

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis,

und im Anschlusse daran die Kühnheit:

Sollt' ich nicht ein Gleichnis brauchen,
Wie es mir beliebt,
Da uns Gott des Lebens Gleichnis
In der Mücke gibt?

Demnächst waren es die Romantiker, in denen sich ein neuer Welt- und Lebenssinn souverän der Sprache bemächtigte. In ihren Werken finden sich Beispiele genug, die dafür sprechen, dass ihnen der Klang des Wortes alles war, der Klang in Verbindung mit einer grossen bedeutenden Vorstellung, deren Einreihen oft an ihrer besonderen Stelle der logischen Prüfung nicht standhält. Von ihnen wird die Sprache erkannt als das durchaus Sekundäre, als das Prisma, welches die Reinheit jenes Wesentlichen, aus das es ankommt, bricht und daher seinem Wesen nach sie zu einem vollkommenen Ausdruck der erstrebten absoluten Klarheit gelangt. Das Wort ist ihnen jener dunkle Spiegel, von dem Pauli rührende Weisheit redet.

„Alles Sprechen“, sagt Brentano, „ist nicht wert, ein Wort darüber zu verlieren, so wie alles Schiessen

keinen Schuss Pulver wert ist“, und vom eisernen Zeitalter schreibt Novalis: „Wie in Staub und Lüfte zerfiel in dunkle Worte die unermessliche Blüte des Lebens.“

Wollen wir einer entlegenen, aber gerechten Gedankenverbindung folgen und das Wort, als Vernichter der natürlichen Synthesen, gleichsetzen der Zahl, welche ja dieselbe Funktion erfüllt, so erhalten wir die ganze historische Linie zum zweitenmal. Sie läuft der unsrigen parallel und führt von der „wonnevollen Arithmetik“ des Inders Brahmegupta über Platon's Perhorreszierung der Anarithmeten, über des Rechenmeisters Kobel Verslein:

In Zal in mass und in gewicht
Al Ding von GOT seyndt zugerichtt,

zu des Novalis wundervollem Gedicht:

Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
Sind Schlüssel aller Kreaturen,
Wenn die, so singen oder küssen,
Mehr als die Tiefgelehrten wissen

— — — — —
Dann fliegt vor einem geheimen Wort
Das ganze verkehrte Wesen fort.

* * *

Solchermassen verarmt, verachtet und blossgestellt, kommt das Wort bei der Gegenwart an — und könnte heute schon längst wieder in allen Ehren, Aemtern und Würden sitzen, hätte nicht die Trübe der Epigonenzeiten und Kriegslärm, welcher vergesslich macht, eine neuerliche Kritik notwendig werden lassen.

Dieser zweite Sturz, diese wiederholte Entwertung musste den letzten Rest der Tradition zu beseitigen

suchen und ging daher noch schärfer und gottloser zu Werke als die erste Umwälzung. Damals wurde das Wort mit Peitschen gezüchtigt, wir aber haben es mit Skorpionen gezüchtigt. Wir haben alle Orgien des Unsinn und der Paradoxie durchlebt. Wir taumelten unter Nietzsche's blendenden Antithesen auf einem sich bäumenden Wege durch die Nacht. Wir sahen, wie er die Worte gleich ungeberdigen Hengsten zuritt, ohne die Knute zu sparen; wie er ihre Inhalte in einer glücklosen Alchemie rasend durcheinandergoss, ein still tobender Adept, der an den Unterschied zwischen Kot und Gold nicht mehr glauben mag. Er raste unter den Worten wie Ajas unter der Hammelherde, seine guten Waffen unrühmlich, aber tragisch besudelnd. Ueber den ganzen unschuldig-betrügerischen Euphemismus der Sprache goss er die Schärfe seiner Bosheit aus. Allerdings ward er von Worten zerrieben, dafür aber zerstampfte er auch sie vorher zu brennendem Staub.

Eine Zeit lang waren wir gar asketisch genug, uns Ausrufe- und Paragraphzeichen für Gedichte gefallen zu lassen. Die Worte befanden sich inzwischen in der Sommerfrische und erholten sich. Wir litten, wir lachten, wir lebten alle ein Phantom der grossen Synthese; in den meisten Fällen schwiegen wir sie, während sich die Analysis in die Feuilletonspalten der Zeitungen verkroch.

Wie stellt sich die Lage nun dar?

* * *

Es lässt sich nicht leugnen: Unser Empfinden hat sich vom Bereiche der Sprache weit zurückgezogen.

Wenn sonst einer von den Vorgängen in seiner Seele sprach, so hatte er wenige Worte, die sehr einfach hin-

gesetzt werden durften. Liebe war Liebe, Tod war Tod. Kein empfindlicher Wirklichkeitssinn schlich zwischen diesen scharf gesonderten, statuenartigen Werten unbefriedigt umher. Der tiefere Schwall des Lebens, seine fluktuierende Wärme, der magnetische Zauber seines Anhauches — all das wurde nicht begehrt und nicht vermisst.

Heute aber wird die Unzulänglichkeit des Wortes in dieser Anwendung allgemein tief empfunden. Man kann sagen, dass heute die Verzweiflung an der Sprache die notwendigste Leidensstation am Passionswege des Künstlertums ist.

Bedeutet das künstlerische Schaffen ein Geschweigen der inneren Bewegungen, so lassen sich die Aeusserungen, von welchen die seelischen Dinge sich betroffen und benannt fühlen, selten oder nie in ein einziges Wort zusammenfassen.

Ebenso liegt die Sache hinsichtlich der Wiedergabe der Denkarbeit und ihrer Ergebnisse durch das Wort.

Tausendmal erweist sich der Gedanke reicher als das Wort, ehe beide einmal richtig aufeinandertreffen. Das Wort wurde nunmehr wirklich der Feind und die Fessel jener grossen Unmittelbarkeit, welche heute als zwingende Begleiterscheinung alles Lebens erkannt ist. Tiefer als die Citate häufig meinen, liegt die Bedeutung des Satzes, dass Alles fliesst. Nämlich es fließen die Dinge, und unter ihnen am meisten das Wort, nicht von einer festen Form zur andern, sondern jede Zusammenballung, die als fraglose Form erscheinen möchte, ist in sich in ewiger fließender Bewegung. Eine strikte Anwendung des verehrungswürdigen Mittels der Sprache zerhackt aber dieses harmonische Gleiten mehr als nötig und zweckentsprechend.

Wir verlangen von den Worten nicht mehr das Unmögliche. Der Gedanke, die wunderbare Arbeit des Blutes im Gehirn, schlägt Brücken, die für das subtilste Wort ungangbar sind. Das innere Auge übersieht mit einem leichten, lächelnden Blick Gebiete, deren Ausmessung vermittelt der Worte nie gelingen kann. Dass der Mensch in Worten denke, trifft für uns nicht mehr zu. Freilich binden wir die Errungenschaft einer erhöhten Stunde gerne an ein gutes, bedeutendes Wort; was aber ein solches Denkmal fruchtbar macht, ist nichts weniger als die Logik — vielmehr jene gesteigerte Potenz aller geistigen Fähigkeiten, in welcher sich Gedanke und Gefühl nicht mehr trennen lassen.

Die Philosophie ist tot. Alles lebt in den Nebeln einer zarten Synthese, der Künstler wie der Krämer. Denn so verschieden Romantismus und Banausentum geartet sein mögen — beide haben das gemeinsam, dass sie über den Sinnwert der Worte brutal hinausgehen, der eine in die Wüste, der andere zur table d'hôte. . .

* * *

Wir haben gesehen, wie das Wort keimte und erwuchs, und haben aus einer künstlich erzwungenen Nähe den Götzendienst erlebt, welchen alte Zeiten mit dem übermütig gewordenen trieben. Um den fruchtbaren Gegensatz zu gewinnen, mussten wir all unsere historische Wissenschaft verschweigen und unseren Einklang mit der Notwendigkeit vorsichtig hinter ungerechten Worten verstecken. Doch sahen wir oft genug, wie in unseren Tagen die Lust, tätig zu werden, zu dem Oxymoron ihre Zuflucht nehmen musste, in der Erkenntnis, dass nicht selten der Weg zum Wissenswerten über das Törichte geht. Wir haben auch den Blick fortgetragen über die

plötzliche Entwertung bis zu der alexandrinischen Ruhe, welche nunmehr über Gräbern und Ohnmächtigen des Kommenden wartet. Wir haben gefühlt, dass diese Entwertung kommen musste, sollte nicht am Ende all dieses Werdens der neue Mensch mit einem alten, untauglichen Werkzeug dastehen; dass sie so notwendig gewesen wie alle übrigen Phasen der aufgezeigten Entwicklung.

Nietzsche sagt: „Sehr nachträglich — jetzt erst — dämmert es den Menschen auf, dass sie einen ungeheuren Irrtum in ihrem Glauben an die Sprache propagierten. Glücklicherweise ist es zu spät, als dass es die Entwicklung der Vernunft, die auf jenem Glauben ruht, wieder rückgängig machen könnte.“ —

Nun aber tun neue Altäre not, und diese leichten, freiwillig geschmückten weihen wir dem grossen Apollon, dem fernhintreffenden Gotte der Formen, dem Gotte der tausenden Pfeile und des klaren analytischen Sonnenbrandes. Sei immerhin die Synthese unser Ziel, der Weg zu ihr führt über die Analysis. Zur endlichen Weltsynthese, dem zweiten Chaos, führt nur der lange, historische Tag des unersättlichen Unterschiedenseins. Ein Haus bauen wir aus Steinen; bauen wir unsere ersehnte Totalität auch aus menschlichen Einzelheiten auf.

Denn die Worte sind aller Menschlichkeit Bürgen. Auf ihnen ruht jeder zeugende Gegensatz, sie tragen jenen Rhythmus, welcher der Pulsschlag des Lebens ist. Sie allein bieten eine Leuchte im Finstern und einen Massstab im Masslos-Ungemessenen. Jede menschliche Grösse und Niedrigkeit spiegeln sie treulich und unschuldig zurück. In ihren Gefässen funkeln alle die Schätze, welche uns vor der Armut des Chaos bewahren. Sie bevölkern jede Wüste mit Palmen und Quellen; sie bilden den

einzig adäquaten Ausdruck unseres wunderbarlich auf die Spaltungen angelegten Wesens.

Wir waren arm, so lange wir die Worte missachteten.

Denn Dualisieren ist die Tätigkeitsform unserer Vernunft.

„Leider wissen wir nur das, was wir scheiden“, schreibt der analytische, der „felsichte“ Schiller.

Es wäre zu wünschen, dass dieses „Leider“ herzlich festgehalten werde. Denn es soll unsere Analysis hoch über die Kleinlichkeit hinausheben und ihr einen Platz unter den göttlichen Dingen der Menschheit sichern.

Rainer Maria Rilke.

Das Gedicht.

Die Erschütterung.

Vielleicht ist das Trauer, vielleicht ist es eine grosse, erstickte Freude. Gewiss aber sind es Tränen.

Den weiten Himmel über dem grauen, verschwiegenen Land erfüllt der Glanz einer süssen, milden, blutenden Herrlichkeit — rot wie Blut, erschütternd wie Blut, warum also sollte es nicht selber Blut sein? Doch unendlich gleichgiltig ist das Wort, welches die Seele, dieses ewig auf die schreiende Zweiheit erpichte Schmerzempfinden, über diese Herrlichkeit spricht.

Denn — der Schmerz an der Welt ist vielleicht nicht schimpflich; die Lust an der Welt ist vielleicht kein seichtes Ding. Aber es gibt etwas, das sich doch über jeden Verdacht der Unzulänglichkeit erhebt: das ist das Weltgefühl.

Jede Türe
in mir gibt nach
Und da weiss ich, dass nichts vergeht,
Keine Geste und kein Gebet.

Doch lauert auch darin manche bedenkliche Frage.
Nur ein Gott vermöchte dieses Weltgefühl so zu empfin-

den, wie es zu Zeiten diese schneidende Verzweiflung sich ersehnt. Wir sind nicht Chaos, sondern eine unbequem herausgespaltene, unbeholfen umrissene, schier trotzig zusammengeballte Form. Gibt es für uns demnach ein Weltgefühl?

Und dennoch leb' ich
Und trage Menschenform und Menschenantlitz

Die aufgeregten Widersprüche erfüllen steinern die leuchtenden Lüfte des Abendhimmels. Zornig schreit die verlassene Gerechtigkeit; mit kindischem Meissel versucht sich die greise, zitternde Hand am Sockel der erdgeborenen Schmerzen. Im Gras schlagen die dünnen Halme klirrend zusammen. Zwei streitende Käfer erfüllen mit dem Gerassel ihrer Panzer weithin das Tal. Wie zischende Saurier prallen emporgereckte Eidechsen wider einander.

Das Weib' geht daher und hat im Auge eine böse, schleichende Tücke. Was liegt dem Manne dort an dem Ei'chen in ihrem Schosse, das heute noch, jetzt noch fruchtbar werden will?

Sieh, wie sie auf diese Stimme ihres Schosses horcht, wie sie mit dieser Stimme gemeinschaftliche Sache macht gegen den nächsten Erkenner, der argwöhnisch seines Weges kommt! — Er muss ein spielender Knabe werden und, an ihrem Busen schmachtend, glauben, dort nur das Seine zu suchen; unnatürlich und arglos sollen diese dunklen Augen blicken.

Ihm wird das Leben des Weibes lieb. In seiner Furcht sieht er nicht mehr die Drähte an ihrem Haupt, ihren Lidern, ihren Lippen, an Armen, Händen und Füßen. — Und das Kind wächst und zersprengt das mütterliche Becken. Während die Mutter stirbt, schreit

es zornig und entrüstet nach Nahrung. — — — — —

Schweige, du Hure, du Ehebrecherin von Anfang an.

Welche Verwandlung sich nun begibt, weiss Niemand genau.

Aus Westen macht sich vielleicht ein Wind auf und haucht viele goldene, rote, blassblaue, hellgrüne und feuergelbe Himmelsfahnen nahe über die Erde ins Tal herein. Alles wird wieder gross und klein, laut und leise, wie es sein soll. Der Schmerz wird grösser und blasser; wenn er so gross ist wie das Tal, spürst du ihn schon nicht mehr. Die Verzweiflung erweist sich als ein Gewirre von Melodienlinien, welche untereinander geraten sind. Ein einziger ordnender Griff — und in einem Akkord klingt die gehemmte Schönheit hinaus ins Land.

Alles wird wie vordem. Nichts bleibt — als allein die Tränen.

Auf dem Schauplatze des Grauens steht ein Mensch und weint: das ist Alles, was wirklich ist, war und sein wird, so lange Gott gegen den Teufel streitet.

* * *

Der Sinn der Sehnsucht.

Tränen sind die letzte, feinste Blüte alles Lebens.

An hellen, fröhlichen Sommertagen siehst du einen Menschen an eine Kiefer gelehnt weinen, weil ein Vogel vor ihm niederwippte und im Verfolg einer kühnen, stahlähnlich elastischen Schleife auf den nächsten Ast sprang.

Es ist kaum die Schönheit oder die tadellose Eleganz der Linie, welche dieses stöhnende Heimweh auslöste. Vielleicht aber die Erfüllung eines ewigen, betrübten Gesetzes, welche einen Kuss von seinen Lippen und Tränen aus seinem Auge nahm, ehe er sich dessen versah. Er, der Weinende, ist so sehr an den innerlichen Federdruck unerlöster Sehnsucht, unerfüllter Gesetze gewöhnt, dass seine Seele vor der unvorhergesehenen Auslösung dieser gewundenen Spiralen in die Kniee bricht. —

Aus der Linie der steigenden und fallenden Fontäne spricht die Seligkeit einer Erinnerung.

Denn wer weiss, ob die Seele nicht die Summe zahlloser Monadenempfindungen bedeutet. Diese irdische Brust erinnert sich zu Zeiten daran, dass sie aus einer Unzahl von Zellen zusammengesetzt ist, und diese wieder aus vielen tausenden Atomen; dass sie dem Elemente nicht so fremd ist, wie jener Edle glaubte, der am Kreuze starb.

Das fühlt so den Drang, mit dem gehorsamen Wasserstrahl aufzuspringen, und wiegt sich abwärts in der Seligkeit eines Falles, in dem es nimmer verloren gehen kann.

Auf einmal weiss ich viel von den Fontänen,
den unbegreiflichen Bäumen aus Glas.
Ich könnte reden wie von eignen Tränen,
die ich, ergriffen von sehr grossen Träumen,
einmal vergeudete und dann vergass.

Erlösungsbedürftige glauben mir nicht. Dieser Mensch aber, der da an dem dumpfen, mitleidigen Baume steht und weint, er sollte ihnen der Prophet einer neuen Lehre sein:

Die Seele bleibt dahinten und fühlt einen grossen, dunklen Schmerz. Aber drüben, über dem Bach, im blauduftigen Garten, singt sich seine irdische Brust das trostreiche Lied, nicht eines ewigen Lebens, sondern eines ewigen Tanzes in tausend Formen an des Lebens geschwungenem Ring.

* * *

Die Erkenntnis.

Tränen waschen das Auge klar.

Ein feuchter Glanz zwischen den Lidern wirkt wie eine Krystall-Linse vergrössernd: ein Nachtfernrohr im brauenden Dunkel der metaphysischen Dinge.

Rilke's Auge verschiebt solchermassen die Grenzen aller Dimensionen. Vor seinem Blick findet sich die ganze Körperwelt drei- und vierfach durchschossen. Vieles, was unserer beschränkten Sehfähigkeit an den Körpern als letzte, bestimmteste Linie erscheint, wird im Reiche dieser gesteigerten Gesichtskraft als bewegte, funkelnde Protuberanz erkannt, die sich weit genug vom eigentlichen Lebens-Leuchtkern entfernt hat.

Freilich erklärt ein solches Auge der landläufigen, anthropozentrischen Weltbetrachtung den Krieg. Aber unsere Dichter leisten damit nur die Ausgestaltung des Darwinischen Entwicklungsmärchens einer Flucht von Form zu Form. Was der von der Kausalität besonders angezogene Gelehrte für die Anschauungsform der Zeit bewiesen hat, tragen sie in das Gebiet des Raumes hinüber: Der Mensch ist kein Ziel, kaum ein Gipfel.

Vielleicht sind wir oben
Im Himmel andrer Wesen eingewoben,
die zu uns aufschau'n abends.

Augen sind überall, Tränen sind überall, überall walten die Schmerzen ihres heiligen Amtes. Ich könnte mir nirgends ein Ziel ersinnen.

Kann mir einer sagen, wohin
ich mit meinem Leben reiche?
Ob ich nicht auch noch im Sturme streiche,
und als Welle wohne im Teiche,
und ob ich nicht selbst noch die blasse, bleiche
frühlingfrierende Birke bin?

* * *

Die Wahrheit.

Alles Leben liegt tief unter der Oberfläche. Weit unter der Rinde der Erde brennt ihr feuriges Herz. Tief unter dem erdrückenden Schleier der Maja wird das Ding an sich vermutet.

Tief liegen die Träume unter dem Reiche der Sprache.

In dieser Tiefe wird manches wahr, was in den peripherischen Regionen sinnlos und falsch erscheint. Der Dichter der Träume und Tränen mus ein vermessener Schlafwandler sein: nur der greift so kühn und frei in die wunderbare Harfe der Sprache, dass aus dem erklungenen Wettstreit der Töne ein voller gelöster Akkord entrauscht. So redet er oft in sinnschweren, taumelnd erfassten Worten, deren Kühnheit hoch über den landläufigen metaphorischen Ausdruck hinausgreift. In köstlichen Gewaltigkeiten wird der Dichterseele Verwandtschaft mit dem tiefsten Sinn der Dinge offenbar. Entrenkte Sprachglieder, der Raub eines kühlen, dreisten

Rausches, wirbeln sichtbar zu hohen, wahrhaftigen Gebilden zusammen.

„Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort; dann aber von Angesicht zu Angesicht.“

Ein Spiegel bleibt die Sprache immer. Jeder echte Dichter kämpft mit ihr auf Tod und Leben. Ein Werkzeug ist sie wie die Glockenform, und wird am Ende der Tage und Werke zerschlagen.

Dort führen vorläufig Steige hinaus, näher zur Tiefe, näher zum Sinn, näher zum völligen, ungebrochenen Licht. Und das ist das Geheimnis: Die Ungebrochenheit des Lichtes, die Einheit des Sinnes verdolmetscht der am reinsten, der beides nicht fünf- und sechsmal, sondern tausendmal bricht: Segantini. Und so wird des Lebens letzte, klarste Weisheit nur gespiegelt, wenn tausend halbe Weisheiten und Millionen Torheiten zusammen reden in dem grossen, einzig wahren Gedicht.

Die Lobrede.

Wer mit Rilke bekannt wird, glaubt gemeinhin, die Fähigkeit zum Verständnis all dieses Erlesenen und Rätselhaften müsse irgendwie in einer Tiefe erworben werden.

Und so grub auch ich, und grub mit tausend Maulwürfen tief in das Geschiebe hinab. Ich zerschlug Worte und Weltanschauungen, ich prüfte und verwarf Legionen alter Weisheiten und entäusserte mich vor allem der überkommenen Trübe im Fühlen des Lebens — doch sah ich mich nur teilweise belohnt.

Es war Sand, worin ich grub; und Sand rieselt nach, langsam erst und schubweise, dann unaufhörlich wie endlose Lawinen. Ich taumelte von einer Entdeckung zur andern. Ein immer erneutes Erwachen weckte die Täuschung, als sei da überall Trug und Traum. Dieser Wahn sei mit dem Leben selbst in uns aufs Innigste verbunden — so träumte ich zuletzt, und damit wusste ich, dass ich auf falschem Wege war.

Denn Rilke ist nicht in der Tiefe, er ist in der Stille.

Nicht als ob die Tiefen ihm fremd oder die Gletscherhöhen ihm unzugänglich wären — nein. Aber wer im alltäglichsten Leben das leise Wort nicht hört, das er, anscheinend unbekümmert um sein Auditorium, spricht — der vernimmt es auch in der absonderlichsten Tiefe und in der luftleersten Höhe nicht.

Um Rilke nahe zu kommen, bedarf es überhaupt keiner Ortsveränderung oder flügelmännischer Zurüstungen. Es muss nur für Stille gesorgt werden und für eine bescheidene, willige Resonanz.

Dann löst sich sachte aus den letzten verdämmernenden Geräuschen die zage Weise los und erstarkt in lieblichem Wachstum, je deutlicheren Nachhall sie in den Seelen findet. Bald klagt sie, weich und karg, wie eine junge Schalmel über Frühlingswiesen; bald wie das Lied eines Einsamen in später Nacht; bald wie ein feines Glockenspiel in stillen, hohen Türmen.

Und der Gewinn ist Sinn und Süsse.

* * *

Worauf die Dichter bei ihrem ruhelosen, überall anzutreffenden Bemühen letzten Grundes ausgehen, ist eine

Frage, die in der Regel nur eine subjektive Lösung erfährt; das will sagen: es wird der Trieb festgestellt und bis auf das Unerklärbare zurückgeführt. Getraut man sich aber den Versuch einer objektiven Festlegung jenes Zieles, so lässt sich nur sagen, dass das dichterische Streben irgendwie mit der Unendlichkeit in Beziehung stehen muss, wie schon daraus hervorgeht, dass es sich leidenschaftlich auf Gegenstände wirft, welche der Unendlichkeit teilhaftig sind, sei es nun Chaos, Gott oder Tod.

Zu den Schauern der Unendlichkeit führen aus der Alltäglichkeit des nächsten beliebigen Dinges zwei Wege. Auf dem einen wandelnd zieht der Sucher immer mehr Dinge in den Kreis der Betrachtung, bis die Fülle der Einzelheiten unvermerkt und allmählich mit zagen Wogen fremde Küsten und Pegel bespült. Der andere Weg senkt sich tief in das gegebene Objekt hinab und bietet so die Möglichkeit, sich an dem seltsam nahen Geheimnis der endlosen Teilbarkeit dunkel zu berauschen.

Man sieht Rilke meist auf diesem letzteren Wege gehen, nur dass sich ihm das rein physikalische Wunder der unbegrenzten Teilbarkeit bei dem Unterschied seiner Objekte (zu welchen alle Erlebnisse gehören) zur Uner-schöpflichkeit gewandelt hat. —

Tiefer liegt sein Stollen als der der anderen Bergknappen. Er geht frei und erhobenen Hauptes, mühelos und selbstverständlich, wo andere schon lange gebückt liegen und mit dem Fäustel jeden Zoll Raumes erkämpfen müssen. Und wo er sich endlich niederbeugt und schürfen will, dahin wagen sich aus den seichteren Schachten nicht einmal die Träume. —

Die Erlebnisse sind ihm wie enge, winzige Inseln

eines ungeheuren Archipels: Wenn Einer sich nur auf Nennung der Namen beschränken wollte, der wäre bald zu Ende. Aber wer nur um die Länge eines Mastbaumes in die Tiefe geht, dem bietet sich ein ganz anderes Bild. Die Verbindungen wirbeln untereinander und klären sich seltsam auf. Vielleicht gesellen sich schon in dieser Region vier, fünf Inselkuppen zu einem hügeligen Hochland des Meeresgrundes zusammen. Der Taucher bereichert sich mit der unschätzbaren Einsicht in die Grenzen eines nur wenig vertieften, unterseeischen Continentes. Er erfährt, warum dort auf einer gewissen Stelle des Meeres saugende Strudel gurgeln, oder warum ein seltener, buntschillernder Vogel sich nur auf zweien entfernten Eilanden in den dunklen Bäumen leuchtend wiegt. . . .

Reicher und voller werden so die Vorstellungen und geistigen Verbindungen, welche sich um die wenigen, geringen Klippen der Meeresoberfläche sammeln. Schon der einfache Name, wenn ihn dieser Kundige ausspricht, schwillt und dehnt sich vor einer unbenannten Fülle. Und die Kunde von den Tiefen, die Allen gemeinsam sind, stellt sich ein wie Erinnerungen oder das Lautbegehren geknebelter Traumglocken.

Das eben trägt in die Redeweise dieses Dichters die über jede Prüfung erhabene Wahrhaftigkeit hinein, dass er vom schwer zu beweisenden Zusammenhange der Dinge stark und unmittelbar überzeugt. Pan ist für ihn bewiesen. Das einzelne Ding hat Vater, Brüder, Vettern, es hat seine mütterliche Tiefe und seine Wurzeln, welche schmerzlich bluten, wenn ein unvorsichtiger Spaten hinunterschneidet.

Und darum auch kommen ihm alle Dinge gelegen, um zum Dolmetsch seiner Bewegungen zu werden. Sie

kommen freudig wie triumphierende Zeugen, getreue Eideshelfer bei seinen vermessensten Schwüren und dem orphischen Rhythmus seiner Seele in Schmerz und Lust gehorsam. Seine Tränen leuchten an morgenlichen Rosen. Weil er sich sehnt, fliegt ein Habicht auf und kreist tagelang über den Tälern. Seine Zwiesprache mit Gott besorgen die tausend Wälder mit ihrem ewigen Rauschen.

Ihm bleibt nichts als das tiefe Gefühl des Lebens, über welchem eine leise, kaum zu nennende Sehnsucht kreuzt — wie ein weisses Segel über dem Meer.

* * *

Es gibt ein Wort, dem man bei Rilke unverhältnismässig oft begegnet: die Dinge.

Es ist erstaunlich, was Rilke von den Dingen alles weiss.

Schliesslich, dass die Dinge schlechthin leben, war zur Not schon vor ihm bekannt. Aber niemand hätte wohl so leicht gewagt, daraus diese todesernste, dunkle Gattungs-Solidarität abzuleiten, welche ihn veranlasst, mit den Dingen so zuvorkommend und höflich umzugehen. Er ist mit ihnen sorgsam wie mit Seelen. Er deutet ihr vorerst unbeholfenes Ringen um Aussprache und Mitteilung; allem gibt er Worte, was mit treuherzigen, geschöpflichen Augen aus den Formen des weniger als wir Belebten hervorblickt. Er erweitert mit Eifer das Daseinsrecht der Dinge auf Kosten der Selbstverständlichkeit menschlicher Hegemonie; weist unermüdlich auf unsere Vetterschaft mit ihnen hin, die sich ja vermöge einer uralten Genealogie aus der Tatsache unserer gemeinsamen Mutter Chaos unwiderleglich nachweisen lässt.

Er befreit, erweckt und — erlöst sie aus der Haft ihrer seelenlosen Unpersönlichkeit.

Er ist der Heiland der Dinge.

Seine Entdeckung ist ihr massloser, beinahe unheimlich anmutender Drang nach einer höheren Form der Lebensbetätigung. Der schlafende Marmor bettelt um die süsse Bildgestalt; die Bildsäule steht, und ihre schrecklichen weissen Augen offenbaren dem Poeten den verzehrenden Neid wider das warme Leben, nach welchem sie mit wilder, panischer Brunst verlangt. . . .

Aber auch so leben die Dinge schon ein eigenwilliges, eigensinniges Dasein. Vernunft und Wille sind nicht an ein pulsendes Herz gebunden — überall ist ein Herz und warmes Blut; für das Fühlen gibt es kein Hier und Dort. Fast könnte man sagen, es gäbe deshalb auch keine Formen. Denn ein Auge, dessen Sehnerv „tat wam asi“ heisst, bewahrt die starren Grenzlinien der Körper schlecht und gleitet launisch oder von einem tieferen Traum entzückt über die sonst so hoch geachteten Contouren hinweg. Eine unsägliche, gleichmässige Lust am Geschaffenen fliesst zwischen Schatten und Licht, zwischen harten und biegsamen Zusammenballungen wie eine süsse, tiefe Nacht daher. Dann ist mit einemmale eine Stimme tief im Stein; die Hände hören; ein Gebet lebt zwischen den gefalteten Fingern als ein warmes, weiches Vögelchen.

Nachher sitzt man nur noch und träumt über der drolligen Frage, ob des Dichters Liebe die Dinge belebt habe, oder ob er sie nur lieben gelernt hat, weil sie lebten?

„Ich bin auch eine Abendwolke“, ruft er den vorüberziehenden Abendwolken zu, um sie festzuhalten.

Denn würden sie sich wohl mit ihm abgegeben haben, wenn er gerufen hätte: „Ich bin ein Mensch“, oder: „Ich bin der oberste Waffenrockknopf an der fürstlich gumpoldskirchener Leibgardenuniform!“?—

Gewiss nicht.

Die Frage ist nur, ob er damit lügt oder nicht.

Und wer das auch nur einen Augenblick zu bezweifeln vermag, an dem hat der Dichter einen Freund gewonnen.

* * *

Vielleicht begreifen wir von hier aus auch die unerhörte Freudigkeit, mit welcher dieser Poet dem Gehalt der Dinge und Erlebnisse nachgeht. Er zieht ihnen alles ab, was an Süsse oder sonstwie zum Genusse taugenden Entzückungen in ihnen schläft. Jeden Duft spürt er auf, jeden leisesten Farbenhauch, jeden letzten Fund an heimlichem Sinn. Die sachtste Linienschönheit, die sich einsamkeitslüstern ins Dunkel krümmen möchte, rollt er auf.

Seine Sinne sind auf die Schönheit dressiert wie der Dachs auf den Fuchs: leidenschaftlich und elementar, bei sicherster Eleganz der Arbeitsleistung und kühlster Beherrschung der handwerksgerechten Mittel. Sein Blick trifft wie ein Schicksal, unausweichlich und nicht ohne die leichte, zünftige Grausamkeit, die nun einmal in den echten Dichtern gross ist.

Eine kühle Herbheit, ein reiches, stilles Entzücken werden so zu den Elementen einer entlegenen Lust an der erfüllenden Grazie aller Existenz; einer Lust, welche in grauen Zeiten ganz von ferne schon der Erschaffung der Welt zugesehen hat — verschwistert jener Trauer,

für deren Betätigung später das Wort Sünde erfunden wurde.

Sie senkt sich oft in die Tiefen einer seltsam klaren Grübelelei und führt taumelnde, schlaftrunkene Weisheiten wie in Fesseln tappende Bären vor; fremde und nur mühsam mit der Welt in Einklang zu bringende Worte, welche mit den Lebensbedingungen unserer Dimension nur schlecht vertraut zu sein scheinen.

Diese Worte sind bleich und atmen schwer; sie wissen um die gefährlichsten Geheimnisse eines trüben, traurigen Demiurgen, der irgendwie von unten her in den Stamm der Dinge dunkel hineinragt. Er besinnt sich manchmal, mit jenem dumpfen, qualvollen Bemühen, mit welchem aufgerichtete Mühlsteine fremdwandelnd den Mahlgang umschnauben — oder mit welchem das Mühlrad immer wieder dem Bache die Becher seiner hohlen Felgen entgegenwälzt. . . .

Ich muss mich nur erinnern an das Alles,
was an Fontänen und an mir geschah,
dannühl' ich auch die Last des Niederfalles,
in welcher ich die Wasser wiedersah,
und weiss von Zweigen, die sich abwärts wandten,
von Stimmen, die mit kleiner Flamme brannten,
von Teichen, welche nur die Uferkanten
schwachsinnig und verschoben wiederholten,
von Abendhimmeln, welche von verkohlten
westlichen Wäldern ganz entfremdet traten,
sich anders wölbten, dunkelten und taten
als wär' das nicht die Welt, die sie gemeint . . .

* * *

Dieses Wissen ist der Preis an Glück, welchen eine grosse, fatale Liebe zu allem Geschaffenen willig zahlt.

Uebervoll von Schicksal und noch trunken von den ersten Morgenröten der Schöpfung flieht sie gleichsam heute noch vor der Leere und stürzt jedem irgendwie Seienden dankbar wie ein Wüstenwanderer ans Herz.

So küssen wir manchmal die Geliebte, tief in der Nacht, wenn die Diele in leeren Zimmern laut wird und ein heimliches Grauen um die sichere Klippe des erhöhten Bettes brandet. Sie schläft, aber jeder ihrer Pulsschläge ist einen Dankaltar wert, jeder Atemzug ist eine unerhörte Habe, ein unbegreifliches Geschenk.

* * *

Noch ein anderes Wort schlägt bei ihm oftmals seine ernstesten Augen auf. Es ist Sinn und Ziel seines Schaffens. Ueberall steht es im Hintergrund; jeder Satz, jedes Bild ist eigentlich nur ein Verschweigen des einen Wortes. Man wartet immer darauf und hat das Gefühl einer leise ersehnten Erfüllung, wenn es endlich auf dem sanften Flusse der Zeilen wieder herangefahren kommt — das Wort Gott.

„Ich weiss nicht, was er hat“, sagte eine kleine, gütige Frau, „er schreibt überhaupt nur von Gott.“ —

Aber wie diese Seele nun einmal ist: Sie geht den grauenvollsten Urfragen mit offenem, fröhlichem Gesichtel entgegen und achtet ihre abenteuerliche Gestalt nur für einen Mummenschanz und metaphysischen Fasching. Die fürchterlichsten alten Rätseldrachen küsst sie mitten auf die feuerspeiende Schnauze, sodass sich die boshafte Ungetüme endlich brummend zur Entzauberung und zur Rückverwandlung in die holdseligen Prinzesschen entschliessen müssen, welche sie vordem gewesen — vor langer, langer Zeit.

So tritt also auch der Gott dieses seltsamen Mutigen aus der Jahrtausende alten Vermummung heraus, in welche ihn die rücksichtslose Gestaltungs-Sucht des Barbaren-Intellekts zwang. War in diesen Göttern fast immer ein starkes, flehendes Opferbedürfnis lebendig, das die verwirrten Diener um einen schweren Zehent anging, so findet sich hier der Heilige tief in der Erde selbst, als dem liebenden Zentrum der Menschenzeugung, geborgen.

Der Dichter bekennt:

„Wie die Schwerkraft das allgemeinste und stillste Gesetz ist, so ist die Frömmigkeit, die ich meine, nichts anderes als eine stete und stille Schwerkraft, welche aus den Tiefen Gottes auf die Seelen wirkt und die Gesichter hinunterzieht in Schatten und Nachdenklichkeit. Die Richtung auf Gott zu kann der Richtung zur Erde hin nicht entgegengesetzt sein.“

Klar genug steht ihm als Ziel all der Entwicklungen, unter denen wir uns mühen, das vor Augen: Gott und Erde in einem Gedanken zu denken.

Es müssten demnach die Liebe zum Leben und die Liebe zu Gott zusammenfallen — welche beide noch jetzt auf betrauten Gipfeln ihre hart unterschiedenen Tempel haben, und zu deren einem die Scharen nur beten, wenn sie dem anderen fluchen.

Es müsste möglich sein, Gott zu dienen ohne vom Leben abzufallen. Es müsste möglich sein, die Sonne und das Geschöpf zu lieben, ohne dass sich die Gottbesessenheit erhebe und mit entwertenden Lästerungen unser treues Menschenherz verleumdete. Denn nur zu oft erweist sich heute noch die Gottesliebe als eine geheime, tödlich süsse Sehnsucht nach dem Chaos — wie ich denn einst in einsamer Nacht das mühsame Lebens-

werk eines Gottesgelehrten in eine finstere Kriegserklärung gegen — das Prinzip der Individuation ausklingen sah. Es scheint, dass diese Menschen die Götter nur um der Götterdämmerung willen lieben.

Das aber ist die Geschichte des Chaos: Am Anfang ruhte es wie ein Meer, wie ein Urwald von gleichen Bäumen, durchaus feind aller Form und feind der gestaltenden Kraft, die hart und genau und peinlich geschieden über ihm hing. Am Ende der Tage aber wird es dastehen mit Millionen reifen, feinen, goldenen Formen in Metallen und Marmor, in Blut, Nerven und Mineralen — ein ganz und gar ausgegohrenes und durchglühtes apollinisches Gebilde, in dem nirgends mehr ein Rest der mütterlichen Nebel schläft. Bäume und Menschen voller Früchte, und statt der dionysischen Molochsbrunst eine wache, klare Begeisterung, welche das Herz vom Hirn zu scheiden nicht mehr erlaubt.

Da ist Gott ganz in das Geschöpf hinabgesunken, das Leben hat sich zu Gott hinaufgeblüht und breitet in ihm seine sonnigen Arme und schimmernden Aeste aus.

Wie altmodisch wird dann das „Verzweifeln“ sein. . . .

„Gott ist der Unvollendete, der wird, indem wir werden. Er ist der Zukünftigste, der auf seinen Beginn wartet, dingähnlich still. Er ist der, den wir aufrichten mit allem Aufgerichteten.“ So vertraute mir der Dichter.

Das also ist der Sinn alles Reifens und aller Entwicklung, dass Gott in dem Reifenden deutlicher werde

So lange aber die Formen Gott nur verdunkeln, bleibt Rilke der, welcher in einen pythischen Nebel gehüllt zu Gott geht, mitten durch die Lagergassen seiner Feinde.

Die Kritik.

Und durch das Leid
Weit aus dem Leben reifen,
Weit aus der Zeit!

(„Advent“, 1898.)

Der alte Riehl pflegte in seiner Vorlesung über Kulturgeschichte, wenn er auf die Gegenwart und ihre Kunst zu sprechen kam, missbilligend das Haupt zu schütteln; und dann sagte er wohl mit seiner guten, gebrochenen Grossvaterstimme, welcher man anhörte, dass sie ans Erzählen längst verschollener Dinge gewöhnt war: „Meine Herren, wir leben in keiner künstlerischen Zeit!“ — Wir aber schrieben das skeptisch lächelnd in unsere Kollegienhefte und machten an den Rand ein gütig erstauntes Ausrufzeichen.

Künstler jedoch wie Rilke helfen sein Wort aufs eindringlichste bestätigen. Unser Leitwort spricht es aus: Um heute Dichter zu sein, muss der Mensch seiner Zeit fremd werden, er muss aus dem Leben herausreifen, herauswachsen, herausfallen. Das Leben ist des Dichters Feind; er braucht andere Wirklichkeiten. Er schafft sie sich — und das Leben erkennt sie nicht an. Künstler sein heisst gegen die Zeit in die Schranken treten; ja, es heisst beinahe: der Zeit unterliegen. Am schärfsten sagt Rilke selbst: „Was der Künstler nicht leben kann, kommt in der Ermattung von seinen Lippen.“ Mit seinem jüngst erschienenen fünften Versbuch „Das Buch der Bilder“ bietet Rilke die vollendete Herausbildung eines entschlossenen Idealismus, der sich mit einer Konsequenz

ohnegleichen von dem landläufigen Begriffe der Wirklichkeit losgesagt hat. Er krönt damit die Entwicklungsarbeit einer langen Jugend und bietet zum erstenmal der Kritik eine feste Handhabe in diesen reifsten seiner reifen Gaben.

Wilhelm v. Scholz hat von Rilke gesagt, dass er dem Katholizismus entstamme. Und wenn man bedenkt, dass der Katholizismus, entschiedener als jedes andere Bekenntnis, nur mit der übertragenen Wirklichkeit zu tun hat, dass er im bewegtesten Menschenleben wesentlich nur das alte Mysterienspiel von Erbsünde, Taufe, Gnade und Erlösung, in der Welt nur eine Paraphrase Gottes erblickt, dann wird man diese Verbindung nicht nur in einem äusserlichen Sinne wahr finden. Katholisch ist an Rilke vor allem die kampflöse Ruhe, mit welcher die Dinge und Eindrücke der Aussenwelt in sein Inneres einziehen. Wir schlagen sein erstes Versbuch auf, und siehe da — es sind „Larenopfer“; merkwürdig, weil es Opfer sind, merkwürdig, weil sie den Laren dargebracht werden. Wir erinnern uns an unsere Jugend, an die unweisen Flegeljahre, an all den Unflat, Kot und Schlamm, der da aus unseren Seelen reinigend emporstieg, um in mehr oder minder erborgten Versmassen geziemend besungen zu werden. Gegen die Welt im ganzen und gegen unseren Herrn Gott hegten wir eine sonderliche Aversion; wir weinten nicht sehr fromme Tränen, zuerst in die verbotenen Bierkrüge, später auf die verbotenen Busen der „Frauen“ — alles war Kampf, Gegenstreben, Widerhaarigkeit; alles Nicht-Ich war unser geborener Feind. Von eben diesem Nicht-Ich aber, der Welt nämlich, weiss der junge Rilke schon in seinem zweiten Versbuch „Traumgekrönt“ zu sagen:

Denn so ist sie, wie ich sie dachte,
Ein jeder Zwiespalt ist vertost

Da ist keine Spur von Widerstreben; triumphierend ziehen die Dinge der Welt in seine umarmende, dulddende Seele ein.

Jede Türe
In mir gibt nach . . .

heisst es in „Mir zur Feier“. Kampf, Zwiespalt, Empörung — all das zerschmilzt an dem Nihilitpanzer einer ganz unjugendlichen, apriorischen Einsicht: dass diese Welt über die Massen billigenwert und der Mensch nicht befugt sei, seine subjektiven Verstimmungen und Qualen in ihr zu objektivieren. Auch das ist kein katholischer Zug: denn aus der leidigen Gewohnheit zumal der Deutschen, ihre subjektive „Unreife“, ihren persönlichen „Irrtum“ nach aussen auf die geheiligten Einrichtungen der Kirche zu projizieren, sind alle Kämpfe, alle Spaltungen, alle — Reformationen hervorgegangen!

Diese Passivität macht dem Dichter die Dinge aber auch so zutraulich, dass sie gerade ihm ihre feinsten Heimlichkeiten, ihre pikantesten Launen anvertrauen. Selten lebte in einem Dichter weniger „Wille zur Macht“ als in Rilke — aber selten legten auch die Dinge des Lebens ihre angeborene Sprödigkeit so rückhaltlos ab als vor ihm. Die Wahrheit seiner Bilder ist so erstaunlich, sie offenbaren ein so spitziges Nervenleben, dass man an eine traumhafte Divination glauben möchte, die ihm einen Einblick in die tiefsten Geheimnisse der faustischen Mütter ermöglicht. Sein eigentlicher Stoff sind solche Erlebnisse, zu denen die derbe Sprache des Marktes vielleicht erst nach tausend Jahren vordringen wird:

Die Fahnen flatterten wie Freuden,
Und alle hatten königlich
In ihren Gesten ein Vergeuden . . .

oder:

Und in den abgebroch'nen Tag der Teiche
Sinkt, wie auf Fischen stehend, mein Gefühl.

Das „Buch der Bilder“ atmet die Kühle eines Skulpturensaales. Hier sind wir vollkommen im Reiche des Schauens; nur unsere Augen haben noch mit dem Leben zu tun. Das dumpfe Leben der letzten Nervenenden, die verschleierte Wahrnehmungen der feinsten Gedankenfühler, das Unbildlichste und Ungreifbarste — hier wurde es zum Bild. Gerade das Allergestaltloseste findet sich hier zur deutlichsten Form erstarrt, und ihre unbarmherzig klaren Linien, ihre wohldurchdachten, schimmernden Flächen feiern über das dionysische Leben einen kühlen apollinischen Triumph. Unerbittlich ist hier die Trennung zwischen Leben und Kunst durchgeführt. Die Wirklichkeiten dieses Buches laufen den Wirklichkeiten des Lebens schattenartig parallel. Leben ist im Reiche dieser Kunst nur gegenwärtig unter der hehlenden Tarnkappe idealistischer Abstraktion. Vom Theater sagt Schiller: Hier ist nichts wahr und wirklich als die Träne. Hiess dies wenigstens beim Abglanz der Begebenheiten im Gefühlsleben Halt machen, so erhöht Rilke sogar noch dieses Gefühlsleben in die Saalstille einer kühlen, cerebralen Region: er gibt den Traum der Träne, er gibt jene letzte, entlegenste Wirklichkeit, von der auch in dem Worte des Pindar die Rede ist, wenn er vom Wesen des Menschen sagt: Er ist der Traum eines Schattens.

Wenn wir einen Dichter genossen haben, naschen wir gern ein wenig Psychologie; sie hilft verdauen, sie

hilft durch ihre freundliche, historisch-milde Weisheit den schwierigsten Bissen unseren Organen assimilieren. Vor mir liegt ein Novellenband, „Die Letzten“ — man kann die blassen Goldlettern des Titels auf dem grauen Umschlag kaum mehr lesen; daneben das aufgeschlagene Buch der Bilder mit dem Gedicht „Der Letzte“; in den Händen aber halte ich ein drittes, ein Manuskript mit des Dichters klaren, durchaus unproblematischen Schriftzügen, handelnd von Liebe und Tod des blutjungen Cornets Otto Rilke, Herrn auf Langenau, der 1664 gegen die Türken in Ungarn kämpfte und fiel.

Und ich muss gestehen — nun ist mir das alles kein Rätsel mehr, weder diese Courtoisie gegen die Dinge, noch das Larenopfer, weder dieser reife, schweisslose Wirklichkeitsbegriff, noch auch die scheue, alexandrinische Schönheit der „Bilder“. Bewusst fühlt er die Ueberlieferungen vieler Generationen auf sich lasten. Kein Wunder, wenn er, der Letzte, sich die geberdenreiche Auseinandersetzung mit der Welt erspart, von welcher die Bücher der Emporkömmlinge füglich dröhnen. Die Welt als Faktum ist für den Herrensohn schon in der Wiege erledigt; der Sohn des Grundholden aber will fast sterben über der Frage, wie er menschliche Freiheit und natürliche Notwendigkeit zusammenreimen soll. Er ist also in jedem Sinne ein Edelmann, und als echter Edelmann lässt er vollste Unbefangenheit um sich entstehen: deshalb fühlen sich die Dinge bei ihm so vertraut, deshalb gehen sie ihm gegenüber so herzhaft aus sich heraus. Er ist sich selber zu wenig interessant, um seiner Umgebung Schweigen aufzuerlegen. Und der „Wille zur Macht“? — mein Gott, diese Jugend ist vielleicht schon vor zweihundert Jahren von einem seiner Väter gelebt

worden. Vielleicht hat schon der junge Cornet, der gegen die Ungläubigen gefallen ist, jenes Blut verspritzt, das sich bei anderen heute noch jung und harmlos zwischen ihren Verszeilen tummelt. Vom „Schauenden“ sagt er im „Buch der Bilder“:

Die Siege laden ihn nicht ein.
Sein Wachstum ist: der Tiefbesiegte
Von immer Grösserem zu sein.

Das ist in der Tat die Weisheit eines Letzten: die „Ueberwindungen“ der anderen reizen ihn nicht; es verlangt ihn, ehrenvoll besiegt zu werden, denn es gibt Gegner, die nicht mit jedem kämpfen. Es ist die Weisheit eines Edelmannes: der Vasall eines Grossen zu sein, galt unseren Vätern für ehrenvoller als die Freiheit auf der kleinen, eigenen Scholle.

Vom Sinne des Deutschtums.

Seit den ersten Anfängen der Geschichte befehlen sich als Bildner alles Geschehens die feindlichen Kategorien Zweck und Mittel.

Da aber im Altertum jedes Volk für sich auftritt und die internationalen Beziehungen vorwiegend in erbitterten Kriegen bestehen, wird dieser Kampf nicht sehr deutlich, zumal er auch im Innern bei der harmonischen Natur des Heidentums keine besondere Nahrung erhält. Schliesslich aber bricht diese Harmonie eines überlebten Naturzustandes in einem gellen Misslaut entzwei.

Jener Zwiespalt verkörpert sich und sammelt um die feindlichen Banner harte, mächtige Völker, welche die ganze Kraft ihrer unbändigen Jugend in den Dienst ihrer Sache stellen. Seitdem verläuft auf europäischem Boden ein grossartiger Austrag unter den Prinzipien des Zweckes und des Mittels, ein Bild des ganzen Lebens, welches in dieser knappen Gestaltung selten in die Erscheinung tritt. Im Munde jener Lenkung, nach welcher die Weltgeschicke verlaufen, wird der Sinn der Völker zu bestimmten, lapidaren Formeln und muss sich so unter un-

geheurer Kraftentfaltung wie eherne Würfel gegeneinander ausspielen lassen.

* * *

In den romanischen und kelto-romanischen Völkern ist von Anfang an die Lebensauffassung so geartet, dass sich das ganze Streben bereitwilligst in den Dienst der Zwecke stellt. Die Realität der Zwecke vermag das gesamte Begehrungsvermögen der wunderlichen, dunkel-äugigen Rasse dauernd zu fesseln; restlos geht der Romane im Ringen um ein gewisses Ziel auf. Bei allem Temperament bleibt ihnen die zuchtlose Zersplitterung fremd. Denn eben die Vorherrschaft des Impulsiven bürgt für die leichte Massenerregung ebenso wie für die Einigkeit einer grossen Zahl von Individuen über den Richtungspunkt des allgemeinen Interesses.

So liefern sie frühe schon glänzende Beispiele einer Kräfte-Zusammenfassung, die am richtigen Punkt mit der nötigen Energie einsetzt und gewissermassen mit einem schneidigen Beilieb leistet, was andere unter mühseliger Nagearbeit nie zu Streiche bringen.

Ihre Lebensäusserungen vollziehen sich rasch und sicher. Die Gebilde, welche unter ihre Hände geraten, werden schnell jedes problematischen Charakters entkleidet und stehen bald fraglos da, sicher wie die Arbeit der Elemente und fertig wie die Zeustochter Pallas.

Jede Tat befreit und hinterlässt jene glückliche Gewissentlastung, welche der nach neuen Formen begierigen Tätigkeitsrichtung ungehinderten Spielraum gewährt. Sie durchjagen also die Bahn ihrer von zahlreichen Zwecken bezeichneten geschichtlichen Mission in glänzender Karriere. Alle Kräfte werden möglichst gründ-

lich verbraucht, wenn nur der Zweck einen solchen Raub-
bau schimmernd lohnt.

* * *

Dagegen stehen im Norden, im Herzen Europas,
die deutschen Stämme als Vertreter der Interessen des
Mittels.

Sie sind die stilleren Pfleger der Wege und richten
im Gegensatz zu den Romanen ihre ehrfurchtgebietende
Kraft auf die Grundlagen des Handelns und die inneren
Vorbedingungen aller Tätigkeit. Wichtiger als das Ziel
erscheinen ihnen die Modalitäten alles Geschehens. Sie
sind daher die allerwege getreuen Behorcher des Wortes,
welches die Seele, diese dunkle Weisheit vom Sein,
ungefragt zu den Bemühungen im Kreise des Werdens
spricht.

Ein tieferer Sinn für die Bedeutung der Realität ver-
hindert hier das schnelle Genügen an irgend einem be-
stimmten Ziele des Handelns. Nach stichhaltigeren Wirk-
lichkeiten begierig, sehen sie sich veranlasst, vor dem
Zweck die kleineren Lebensdinge der Umgebung zu
prüfen. Und so erhöht oft der wägende Gedanke die
Nebensache zum bedeutenden Faktum.

Im Zusammenhange mit dieser Leidenschaft für tiefere
und entlegene Wirklichkeiten — dieser „Liebhaberei
fürs Absolute“, wie es eine Sentenz im Athenäum der
Brüder Schlegel benennt — erscheint im Deutschen der
impulsive Erdenrest gegenüber den Romanen bedeutend
verringert. Zum mindesten tritt das Triebleben überall
mit den Anzeichen weitgehener Individualisierung auf.
Aeusserungen der Kollektivseele lassen sich daher hier
nur in geringer Anzahl feststellen, wohingegen dem In-
dividuellen weitester Raum gelassen ist. So imponierend

also und unschätzbar wertvoll die Gesamtarbeit des Volkes auch im ganzen dasteht, so lassen sich doch die Kräfte selten für einen Zweck gewinnen. Denn die Aufgabe der Eigenheit wäre hier ein zu teurer Preis für den bescheidenen Anteil am gesamten Gewinn.

Der deutsche Geist erscheint von vornherein ausgerüstet mit der Idee vom Chaos, d. h. einer sehr tiefen und universalen Anschauung der Welt, welche erfolgreich von der Beschäftigung mit den Formen, ja oft sogar von dem Interesse fürs Leben abzieht.

Er kommt auf diese Weise sofort um den Wertmassstab, welcher den Romanen die fruchtbare Unterscheidung in Haupt- und Nebensache, in Zweck und Mittel ermöglicht. Alles was ist, ob klein oder gross, erscheint ihm daher gleich wichtig und verehrens-wert — worunter dann naturgemäss die rasche Entscheidung, die schnelle Wahl der Mittel, die Fähigkeit zu unbedenklichen Unternehmungen und — die Elastizität des Gewissens empfindlich leidet.

So verläuft ihr Leben zäher und langsamer, als sei darüber ein weitschauender Wille lebendig, der diese kostbare Kraft von Anfang an für eine grosse, dunkle Mission habe aufsparen wollen. Der Entwicklung der Gesamtheit stellen sich, aus unscheinbaren Ursprüngen herauskeimend, mächtige Hemmnisse entgegen und stauen den Strom der Volksenergie jahrhundertlang auf. Das deutsche Volk geht aus jeder Phase seiner Entwicklung mit einem Rest unverbrauchter Kraft hervor. Denn nirgends decken sich hier Wunsch und Erfolg.

Daher ist es auch tief mit allem verwandt, was Zwiespalt heisst. Es erkennt jeden Zwiespalt mit leidenschaftlicher Bejahung an und erhöht so — ein bedeu-

tendes Vorzeichen — den deutschen Namen fast zur ehernen Schlange, auf welche sich allmählich die Augen der zu tief in den Zwiespalt geratenen Völker hilfessuchend richten.

Denn eben weil der Deutsche in der saturnischen Richtung seines Gemütes jede Zwiespältigkeit begeistert anerkennt, hat er Gelegenheit, seine Kräfte dagegen steigernd abzuwägen, und während andere dem unvermutet auftauchenden Feinde rasch erliegen, vermag er heute noch die ihm vertraut gewordene Last sicher zu tragen und empfindet sie lediglich noch als zeugende Gegenkraft.

Doch ich greife vor. Es gilt hier nur die eine Feststellung: Der deutsche Gedanke erscheint als grundsätzlicher Feind der Zwecke, als Feind des Lebens beinahe, dunkel nach seiner Bestimmung, als Bewahrer eines Gutes, für das die Welt nur Lächeln oder Verachtung übrig hatte.

* * *

Während auf romanischem Boden von Anfang an die Idee des Centralstaates lebendig ist, wächst sich im Deutschen Reiche das Lehenswesen, ursprünglich als mächtigste Stütze der Centralgewalt gedacht, mit ungeheurer Anmassung zum Selbstzwecke aus.

In Italien wird aus dem Lehensverhältnis frühe schon der gefährliche Point d'honneur ausgeschaltet. Die Macht der realen Umstände gilt alles; daher denn auch hier das Feudalsystem nie mehr war als eine niedliche Posse. Man mag dabei in naheliegender Ideenverbindung auch an das denken, was man „italienische Gotik“ zu nennen pflegt.

In Frankreich aber arbeitet die Idee des Zweckes

von vornherein zielbewusster und klarer — man möchte sagen: keltischer. Denn die grossen Kronlehen saugen rasch die kleineren Seigneurien auf, sodass die Krone beim Heimfall einheitliche und geschlossene Gebiete an sich zieht, deren Erwerbung den Centralstaat zu einer Wirklichkeit macht.

Auf deutschem Boden hingegen bleibt man bei der Hilfsatsache des Lehenswesens stehen und nährt es auf Kosten jener Gewalt, zu deren Stärkung es dienen sollte. Oft bedauert und selten richtig gewürdigt, entwickelt sich so das alte Deutsche Reich, ein Ding, das es noch nie auf der Welt gegeben und dessen staatsrechtliche Natur bis zu seinem seligen Absterben ein allgemeiner Zankapfel für die Juristen gewesen ist.

* * *

Während nun diese Entwicklungen sich nebeneinander abspielen und im wesentlichen parallel laufen, geraten Zweck und Mittel auf einem anderen Gebiete in grimmige Fehde.

Es ist ein Kampf, an dessen Horizont schwärend ein tiefer, dunkler Wille wetterleuchtet, welcher das Ringen mit gewichtigen Worten zu bewerten scheint und schier keine Neutralität mehr duldet; eine Begegnung, bei der in einen glänzenden Ausfall eine zerschmetternde Parade fährt, gefolgt von einem sicheren Nachstoss, den nur spät und klanglos der feindliche Schirmhieb streift.

In der Tat bedeutet die Reformation das glänzendste Denkmal des deutschen Gedankens. Sie ist die deutsche Tat,*) und ihre Bedeutung liegt jenseits aller

*) Dass es auch anderswo erfolglose Reformationsbestrebungen gab, ist kulturhistorisch durchaus belanglos.

(Hellwald, Kulturgeschichte.)

Glaubensfragen, wie auch jenseits jeder Billigung oder Missbilligung der Parteigänger. Sie ist aber nicht nur nationale Angelegenheit. Denn weil sie das Deutsche in allen Völkern ansprach, d. i. jenes überall vorhandene Gegenstreben gegen die prunkende Anmassung der Kategorie des Zweckes, ward sie im ausgezeichnetsten Sinne europäisch; eine Tat, die anfänglich nur zerstörerisch zu wirken schien und deren Folgen und Zusammenhänge heute noch nicht klargelegt sind.

Das es sich dabei nicht in erster Linie um die Religion gehandelt habe, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Wenigstens liegt es der Geschichte fern, den Gehalt dieser Bewegung durch eine solche Etikettierung unnötig einzuengen. Ihr höchstes Interesse beanspruchen die treibenden Kräfte, während sie dem Geschehens-Filigran nur eine zweite Bedeutung zuerkennt.

In Wahrheit handelte es sich um den Papismus, nämlich jene Amalgamierung, welche romanisches Zweckstreben nicht mit dem Christentum, sondern ganz allgemein mit einer Theorie, gerichtet auf die Glückseligkeit des Menschengeschlechtes — eingegangen war. Denn auch das Christentum ist Opfer gewesen und Objekt der glänzenden Verarbeitungsfähigkeit des romanischen Geistes. Wie nämlich dieser, der in ihm liegenden Tätigkeitsform getreu, in seinem Gebiete alles an sich Problematische fest, fraglos, unzweideutig gestaltet hat, so krystallisierte ihm auch die Idee des Christentums zu einem wunderlichen Gebilde: bestimmt und durchaus eindeutig nach seinem Gesetze und seinen Zielen, aber seines ursprünglichen Geistes ganz entäussert. Die Ueberlegung dabei war: hier handelt es sich ums Wirken, nicht um die Theorie; um die Tat, nicht um Konsequenz, Recht, Red-

lichkeit und dergleichen. Eine Idee wirkt aber nur, wenn sie sich in möglichst bedeutenden äusseren Formen organisiert. — So zum Heile der Menschheit und aus aufrichtigem Bemühen ums allgemeine Wohl, entstand der Papismus.

Die Ewig-Klugen, die Fromm-Schlaun begingen aber auch da jenen einen Fehler, den sie immer begehen, der in allen ihren Schöpfungen notwendig keimt und denselben eines Tages den Garaus macht; der alte Kakodaimon alles Seins, die notwendige Verneinung alles Geschehens. Protëisch wie der Geist der Zwecke ist auch die jeweilige Erscheinungsform dieses Fehlers; und hier lag er darin, dass man das dunkle Redlichkeitsbedürfnis der europäischen Menschheit zu gering anschlug.

Was der Gesellschaft Jesu noch zwei Jahrhunderte später bei südamerikanischen Wilden gelingen konnte, schlug der Kirche hier, bei der europäischen Ausbildung des Ichgefühles, fehl. Selig, glücklich möchte wohl jeder werden, aber möglichst auf seine eigene Art, d. i. diejenige Art, deren Mittel zum Zwecke sein sittliches Bewusstsein verträgt und wofür er billigerweise die Verantwortung übernehmen kann.

Zu jenem Zeitpunkte nun schien dem rührend unblasierten deutschen Geiste alle mögliche Seligkeit mit diesen Mitteln zu teuer erkaufte. Die ultramontane Disziplin, dieses echtteste Kind des Romanentums, konnte den Weg über die Alpen nicht finden. Der Rechenfehler wuchs und zersprengte das kunstreiche Gebäude. Und der deutsche Geist machte sich hier zum Sprachrohr dieses Fehlers, dessen allmählich herangereifte Vernichtungskraft wohl auch als historische Notwendigkeit betrachtet werden kann.

So traten sich deutscher und romanischer Geist in der wichtigsten Frage des Abendlandes gewaffnet entgegen. Die Gebiete grenzten sich scharf ab.

Konnte die Reformation auch die romanischen Völker nicht zur Umkehr bewegen, so hat sie doch wenigstens die Zukunft des Deutschtums durch diese genaue Trennung gerettet. Die Reformation war damals der moderne Gedanke, und Preussen-Deutschland hat ihn sich zu eigen gemacht. Dagegen sind Spanier und Franzosen heute täglich in die Notwendigkeit versetzt, das Andenken ihrer eigenen, allzu treu gebliebenen Väter mit bitteren Vorwürfen zu schänden.

* * *

Der Sinn des Deutschtums, seine europäische Mission lag bis auf die Gegenwart in der Schädigung der romanischen Zentralisierungs-idee, in der Aufstellung von Hemmungen aller Art, die geeignet waren, einer stark im Geistigen befangenen Kraft Zeit zur inneren Ausreifung zu schaffen. Vielleicht sind wir dieser Ausreifung sehr nahe. Denn die Wächter des Volkstums, die eine ganz entwicklungsunfähige Auffassung der Völkerindividuen vertreten, werden bereits recht nervös und tasten im Halbschlaf brummend nach ihren Heimdallshörnern. Da wird jede moderne Errungenschaft als Degenerationerscheinung verleumdet, die moderne Kunst ist Judenprodukt, die moderne Presse ein Monrefuge für Tschandala, die Sozialdemokratie ein Tummelplatz wüster, deklassierter Pariahorden. Wir sind heute so weit, dass die Sache des Nationalismus fast nur noch von den zurückgebliebenen, entwicklungsfeindlichen Volkselementen vertreten wird, und mit einer Umkehrung der Terminologie könnte man sagen: Paria wird heute zum Patrioten und zum

Rassenfanatiker, denn Paria hat von jeher alles Faule und Dumme geliebt und verbreitet. So tun auch die Wotxfanatiker und die völkischen Rückwärtsdeutschen den germanischen Ariern keine Ehre an, wenn sie bei jedem tüchtigen Fortschritt und jeder guten modernen Idee mit den Bärenfellen knarren und gröhlen: Cherchez le Juif!, dagegen jede kümmerliche Regung von Entwicklungstrauer mit Meth und Hurrah begiessen. Man darf den dolichocephalen Germanen für keinen ledernen Jammerprinzen halten, bar jeder Entwicklungsmöglichkeit, sondern man muss ihm zutrauen, dass er aus eigenen Mitteln seine Fortbildungsphasen bestreiten könne. Jedenfalls wollen wir die Notwendigkeit einer solchen Fortbildung hiermit festgelegt haben.

Was bisher der Sinn des Deutschtums war, darf es in Zukunft nicht mehr sein: Die Gegnerschaft gegen die Zwecke.

Literarische Schlagworte.

Es ist fast eine Grabrede, die ich über dieses Thema heute halten muss — zum mindesten eine arg verspätete Busspredigt, die den Inkulpaten schon auf dem Totenbette antrifft. Eine zornige Busspredigt überdies, gänzlich frei von christlicher Liebe und jedem Mitleid feind, und nur das eine bedauernd, dass ihr Opfer bereits Anstalten macht, eines natürlichen Todes zu sterben.

Denn schon heute kann über den korrumpierenden Gebrauch dieser Wortschädlinge nicht mehr so geklagt werden wie noch vor wenigen Jahren; und selbst der Provinzrezensent nimmt solcherlei Ableger der hauptstädtischen Schreibunarten kaum noch in den Mund, ohne in irgend einer Form eine Verwahrungsklausel anzufügen, des Inhalts: Glaube nicht, lieber Leser, dass diese miserable, abgegriffene, ausgelaugte Sprachtreiber mir auch nur entfernt vom Herzen komme. Mein Verhältnis zu dem Wort ist — wie du schon aus den Gänsefüßchen sehen kannst — rein opportunistischer Art. Ich wende es nur aus Bequemlichkeit an und verachte es im übrigen,

so, wie man im Felde einen feindlichen Ueberläufer verachtet, ohne deshalb seine Dienste von der Hand zu weisen.

Das Schlagwort unterscheidet sich von den Worten gewöhnlicher Observanz auf eine ganz hinterlistige Art.

Jedes Wort ist schliesslich eine Bewertung und als solche eine Ungerechtigkeit. Jedes Wort engt ein; dafür aber springen andere helfend herzu, stellen Ungunst durch Gunst wieder ins Mittel, schleifen die prononzierten Schärfen auf ein erträgliches Mass ab und werden so, zum Zwecke des ganzen, verneinend und bejahend tätig, wie die olympischen Götter sich beim Homer auf Troer und Hellenen verteilen, um so in wechselseitiger Befehdung die Schlüsse der Aisa zu verwirklichen. — Das Schlagwort hingegen schneidet die Möglichkeit einer solchen Korrektur von vornherein ab. Sein Wesen liegt in seiner irreparablen Ungerechtigkeit, weil es von vornherein die Gesamtheit eines Werkes oder gar eines ganzen Menschen zu treffen weiss. Man kann einem Autor wohl in einem Atem Leichtigkeit und Schwere, Enge und Weitblick nachsagen; ist aber einmal das Verdikt „Heimatkunst“ oder „Neuromantik“ gefällt, so stehen Wort und Schaden da und überdauern alle Bemühungen um Erweiterung dieser empörenden Enge.

Die literarischen Schlagworte treffen ihre Sache — gut. Aber sie treffen sie leider tödlich. Daher auch ihr Name: sie erschlagen ihren Gegenstand, ähnlich wie jener Bär, der mit einem Stein die Mücke auf der Stirn seines schlafenden Herrn erschlug, zugleich aber auch dessen Schädel zertrümmerte.

Seien wir philosophisch — keine Angst, es tut nicht so weh als man glaubt! — nur zum Hausgebrauch: Was heisst eigentlich „Benennen“?

Wir hängen ja tief, tief in den Kreisen der Sprache, viel tiefer noch als die extremsten Idealisten, Schopenhauer nicht ausgenommen, sich je haben träumen lassen. Die Wellen, die kühlen, grünen Wogen der Sprache überauschen und überdämmern alle Kontinente unseres Lebens; wir führen in der Tat recht eigentlich ein submarines, oder besser: ein sublingues Dasein, wenn diese Neubildung gelten soll. Unser Herz mag zucken — es ist gut. Durch die engen Gänge unserer Gehirne windet sich der namenlose Schrecken, der Aufruhr der cerebralen Ereignisse — es ist gut. Sobald wir aber die Lippen voneinander tun, haben wir, in der Tiefe dieser Weltflut, den Mund voll — Worte.

Sei es drum! Wir öffnen in diesem Fall die Lippen nicht umsonst; vielmehr suchen wir in den Worten die Entladung einer inneren Ueberfülle — und darin liegt eben eine Wahrheit: die Fülle des Erfahrenen wächst und blüht als Wort aus unserer Brust hervor. Das namenlose Erleben schwillt an und reift, und reift langsam in sein zugehöriges Wort hinein: so geht das Benennen vor sich. Es folgt aber daraus, dass nur reife, ausgewachsene Dinge, die mit Fug und Recht der Namenlosigkeit als ihres dunklen Mutterschosses satt sein dürfen, den erdrückenden Stirnschmuck ihres Wortes auf sich nehmen sollen. Denn das Benennen ist allemal ein Ende, ein Abschluss des Wachsens. Das Wort ist fast der Grabstein des form- und namenlosen Lebens.

Wo aber in aller Welt ist diese hohe Reife in unserer jüngsten Literatur zu treffen?

Eingestandenermassen nirgends! Vielmehr befindet sich das neuere Schrifttum noch immer in einem sehr jugendlichen Stande, notdürftig mit der modernen Welt

abgefunden und einen Weg beginnend, der es vielleicht erst nach vielen Jahrzehnten zur Reife, zur Namen- und Todesreife wird führen können. Das hat aber die literarische Börse, die kritischen Freibeuter aller Farben nicht abgehalten, den zartesten Sprössern, dem jüngsten, grünsten Gemüse ihre zentnerschweren Schlagworte aufzustülpen. Was kommen musste, kam: die also betroffene Jugend staunte nicht wenig und — liess das Wachsen fortan sein, weil ja das Ziel des Reifens, das erlösende Wort, bereits erreicht war. Unreif und verwelkt faulte das alles wieder in die Erde hinein. — Die literarischen Schlagworte haben lange Jahre hindurch die jungen Hoffnungen unseres Schrifttums erschlagen, und das dankt ihnen der Teufel, wenn sich auch der blasse Gedanke aus ihrem Tun seine rohe Tatsachenvernunft herausrechnen mag.

Empfindlicher aber machen sich die Schäden da bemerkbar, wo es sich um das Interesse des einzelnen Autors handelt. Ich spreche es aus, was alle mehr oder weniger fühlen: der Produktive kann gegenüber dem Schlagwort, das sich an ihn selbst heranwagt, nur Grimm oder Verachtung empfinden. Das Schlagwort ist ihm nicht eine Benennung, sondern eine unverschämte Etikettierung, und es beleidigt als solche wie eine höhnende Freiheitsberaubung. Von Homer bis Hauptmann arbeitet der Dichter ohne Bewusstsein seiner Grenzen; worauf er ausgeht, das ist nichts anderes als das schlechterdings Ungemessene. Er will die grenzenlose Schönheit, das masslose Gefühl, die uferlose Giltigkeit seiner Gedanken. Er muss beim Schaffen von einer kosmischen Berechtigung seines Ich träumen, er fühlt sich als Bruder der Sterne. Die Wände seines Arbeitszimmers und die

Schranken seiner Persönlichkeit werden hinausgedrängt, und auf seine funkelnde Hand beugt sich die schwarze Unendlichkeit ganz nahe herab. Er wird in der apollinischen Entzückung des Gestaltens zum Gesetzsprecher, zum Asegen der oberen und unteren Welt.

„Denn was auch Dichtende sinnen
Oder singen, es gilt meistens den Göttern . . .“
sagt Hölderlin.

Sehr wohl! — Was meinen aber die Schlagworte dazu?

„Er kann sich vom Naturalismus nicht befreien.“
— „Das Werk gehört der neuromantischen Richtung an.“ — „Die Quintessenz des Buches ist: Heimatkunst.“
„Der Dichter hat den Neo-Idealismus auf seine Fahne geschrieben.“ —

Der Dichter aber steht bass erstaunt ob der Meilensteine, die man ihm solchermassen hinterrücks an seinen ungemessenen Pfad gepascht hat, und schämt sich, dass seine Flügel ihn nicht einmal über solch einen krüppelhaften Wortphilister haben hinaustragen können. Mit Verwunderung sieht er die uferlose Nacht seines inneren Himmels fein säuberlich in ein paar Zonen abgeteilt, und am Rand steht in lächerlich geringen Zahlen die Summe seiner Breitregrade.

So ist das Schlagwort dem Dichter gegenüber ein Hohn und der Versuch einer hämischen Verkleinerung. Es bedeutet für ihn die Ambition des schäbigen Alltags: sein Bestes und Eigenstes der schnoddrigen Terminologie der Marktwerte zu unterstellen, eine Anmassung, die in ihrer naiven Frechheit nur noch empörender wirkt. Eine Grösse, die seinen Bedürfnissen inkommensurabel wäre, erkennt dieser Allerweltsgeist gar nicht mehr an. Was

ist allein aus den Verkaufswerten der dichterischen Produktion geworden, seit sie an der literarischen Börse gehandelt werden? — Ein Spott jedes Schusters, der Hohn jedes Gänseleberfabrikanten! Aber die geistigen und kulturellen Werte des Künstlerlebens sind durch das Schlagwort derselben Gefahr ausgesetzt.

Dem Kritiker ersparen die Schlagworte das Denken. Den literarischen Klatschbasen erleichtern sie in dankenswerter Weise die Bildung von „Ansichten“ — ein Ding, das einem am besten gelingt, je weniger Sachen man sich „angesehen“ hat. Dem, der genießen soll, rauben sie das Interesse: denn Kunstwerke sollen frisch an den Genießenden kommen, blühend, wie fremde junge Mädchen, unmittelbar wie ein Wind, der im Frühling daherfährt. Wenn sie aber schon von den Schlagworten beleckt und begefert sind, dann ist's eben um den feinsten Reiz geschehen.

Die Schlagworte stiften grundlose Feindschaften zwischen dem Künstler und seinem Publikum und halten mit ihrer aufdringlichen Namengebung das Gegensatzgefühl unnatürlich lange wach.

Der abschreckende Rattenkönig von verkehrten Anschauungen, der gegenwärtig noch bei frischen Kräften in der literarischen Welt herumdarkelt, verdankt den Schlagworten seine Entstehung und seine Nahrung.

Ja, mir scheint, in einzelnen Fällen fungieren die Schlagworte geradezu als — Totengräber!

Da ist ein Dichter namens Gerhart Hauptmann.

Hauptmann ist — das steht fest wie ein Berg — er ist Naturalist: das ist ein Schlagwort. Der Naturalismus aber ist überwunden: das ist wieder ein Schlagwort. Folglich ist Hauptmann überwunden, eingesargt,

ingescharrt, und auf seinem Grabe blühen die Bleamerln. Der Mann lebt noch und ist frisch und gesund: sein Lebensunterhalt kostet alljährlich soundsoviel tausend Mark; trotzdem ist er aber eine unheilbare Leiche und kann es noch erleben, dass man sein Grab wieder auswirft und mit seinem Schädel Hamletdialoge hält. Eine Hauptmann-Première ist eine Art spiritistischer Sitzung und der Dichter nur ein besseres Gespenst.

Was wetten wir: den Malern hat F. v. Uhde schon gesagt: „Wir hätten unsere Naturstudien entschieden noch ein paar Jahre lang fortsetzen müssen!“ — was wetten wir also, dass wir eines schönen Tages wieder zu seinem Grabe wallfahrten und uns königlich freuen, ihn noch am Leben zu finden? Still wird er vor uns hintreten, mit seinem metaphysischen Gesicht und den überhellen Augen, an seiner Hand ein eleganter Herr dernier cri: das Schlagwort.



Princeton University Library



32101 067629855

